Erste österreichische Boulevardzeitung

AUGUSTIN

2,50

1,25 für den_die Verkäufer_in

Registrierte Verkäufer_innen tragen sichtbar einen Augustin-Ausweis

NUMMER 473 19. 12. 2018 – 15. 1. 2019

Starter Pack 2019

Anregung zum Umsturz

Seite 6 bis 10

Mit AUGUSTINCHEN für Kinder auf den Seiten 26 + 27

Mit der Zeitung der Alten Schmiede

INHALT

tun & lassen

Wut statt Ohnmacht
Seit 4. Oktober gibt es sie wieder: die Donnerstagsdemo *Seite* **6**

vorstadt

Eine morgendliche Stärkung
Die Privatinitiative *Frühstück im Park* *Seite* **18**

art.ist.in

Leben zwischen Welten
Die Künstlerinnen Ting-Jung Chen und Hui Ye *Seite* **30**

dichter innenteil

Literaturpeis Ohrenschmaus
Texte von J. Moser, H.-M. Hiltner, M. Baumgartner, R. Oberhuber und M. Akmaz *Seite* **36**

«Es herrscht ein Klima der Angst» 8
Michaela Moser und Lukas Oberndorfer im Interview

Kontrollwahn? 11
Ausreiseaufforderungen für EU-Bürger_innen

Standlersterben 12
Wem nützt die neue Marktordnung?

Immo aktuell: Teurer wohnen 13
ÖVP und FPÖ gegen das Lagezuschlagsverbot

tun & lassen magazin 14–16

Gschäftlreport 20
Herrn Khlousys Zuckerlgeschäft im 7.

Zigarettenpause im Bad 22
Generalreinigung in Hallenbädern

Dachlawine 24
In Otto Lechners Studiowohnung stürzte ein Baum

Lokalmatadorin Christina Peters 26
Ärztin im St. Anna Kinderspital

vorstadt magazin 27

AUGUSTINCHEN 28
Die Doppelseite für Kinder

Musikarbeiter trifft Familie Lässig 32
Gerald Votava und Manuel Rubey im Gespräch

art.ist.in magazin 33–34

Kronkorken 35
Ein Gedicht von Alexander Schlögl

Aus der KulturPASSage: 38
Grillparzer im Pornoladen

Lyrik 38
Drei Gedichte von J. und H. Ithaler-Muster

Eine Weihnachtsgeschichte 39
Von Nives Kramberger

Cherchez la Femme 40
#Female Pleasure

Gottfrieds Tagebuch 43
Oberbeauftragter für Nahrungsnachschub

Kolumnen & Rubriken: eingSCHENKt **3**, Gustl **3**, Phettbergs Fisimatenten **4**, Fanpost **4**, Impressum **4**, Augustiner_in **5**, denkbar **17**, Astro-Show **17**, Tonis Bilderleben **39**, Herr Hüseyin **39,** Herr Groll auf Reisen **42**, mittig unsere Programmbeilage **Die Strawanzerin** zum Herausnehmen

EDITORIAL

Eitel Wonne unbekannt

Die alten Römer sind schuld daran, dass wir den Jahreswechsel bei klirrender Kälte begehen müssen. Wir verdanken es der cäsarischen Kalenderreform, dass das Jahr mit 1. Jänner beginnt und nicht mehr wie zuvor am 1. März. Wie nett wäre es doch, das neue Jahr bei milden Temperaturen im Frühling begrüßen zu können und nicht mit Bums, Trara und Peng quasi aus dem Winterschlaf aufgescheucht zu werden. Und überhaupt, was gibt es schon zu feiern? Aber warum denn, lieber AUGUSTIN, bist du schon wieder so mieselsüchtig und negativ gestimmt?, höre ich die Fragen aus der geneigten und kritischen Leserschaft. Gerne würde ich antworten können: Das ist halt das Grantlerisch-Wienerische, dem der Gefühlszustand eitler Wonne vollkommen unbekannt ist. Leider jedoch, lautet das Resümee der vergangenen zwölf Monate – jetzt einmal ganz undifferenziert ausgedrückt: 2018 war kein gutes Jahr, und es besteht für das kommende ebenfalls wenig Grund für Optimismus. Eine differenziertere Analyse der gesellschaftlichen und politischen Geschehnisse der vergangenen Monate sowie mögliche zukünftige Entwicklungen wagen Michaela Moser und Lukas Oberndorfer im Interview mit Samuel Stuhlpfarrer ab Seite 8.

Pessimistisch, aber keineswegs resignativ!

Vor genau einem Jahr, in Ausgabe Nr. 450, schrieb Kollege Reinhold Schachner im Editorial: «Mit der neuen Regierung (...) muss man auch für den Sektor Wohnen das Schlimmste befürchten.» In unserer seit Anfang 2018 bestehenden Serie *Immo aktuell* nehmen verschiedene Autor_innen Tendenzen, Trends, Entwicklungen, Status quo und Vorhaben in Sachen Wohnen und Bauen unter die Lupe. Diesmal befasst sich Christian Bunke insbesondere mit dem Vorhaben von Türkisblau, das Lagezuschlagsverbot aufzuheben (Seite 13). Lagezuschläge bei Mietwohnungen bedeuten höhere Mieten für viele und hübsche Zusatzeinnahmen für Vermieter_innen. Menschen, die Wohnungen mieten, sind ÖVP und FPÖ ohnehin ein Dorn im Auge, man propagiert das Eigenheim im Eigentum. Dieses sei langfristig günstiger und vor allem *sicher*. Sicherheit durch Eigentum – HA! Wer sich Wohnraum, vor allem ein Einfamilienhaus, kauft, stottert oft bis ins Pensionsalter Kredite ab, und wehe jenen Haus- und Wohnungseigner_innen, die über längere Zeit Mindestsicherung beziehen. Was die bisherige Arbeit der Regierung und ihre Pläne betrifft, dürfen wir also mit Recht pessimistisch bleiben, jedoch keinesfalls resignativ: In diesem Sinne präsentiert der AUGUSTIN das Starter Pack 2019 auf seinem Cover – Möge die Macht mit uns und Ihnen sein!

Jenny Legenstein

Zeichen an der Wand

An einer Betonwand an einer großen Straße in England las ich die Zeilen: «NEWS: Rich people paying rich people to tell middleclass people to blame poor people» - NACHRICHTEN: Reiche Leute zahlen reiche Leute, um Mittelklasse-Leuten zu sagen, arme Leute seien schuld.

Jede dritte Großspende für den Wahlkampf des jetzigen Bundeskanzlers kam aus der Immobilienbranche. Im Juni wurde die Grunderwerbssteuer so in ein neues Gesetz gegossen, dass sich Immobilienkonzerne ab jetzt Millionen an Steuern ersparen. Von den dreizehn Forderungen des Verbands der Immobilienwirtschaft zum Mietrecht haben es gleich zehn ins Regierungsprogramm geschafft, übrigens manche wortident. Die Einnahmen des Finanzministers sind um knapp fünf Milliarden beziehungsweise rund zehn Prozent höher als im letzten Jahr. Das Geld geht aber nicht an die Schulen, in Arbeitsmarktprojekte, in die Gesundheit oder die Armutsbekämpfung. Es wird für eine Körperschaftsteuersenkung gehortet, von der in erster Linie die reichen Unternehmensbesitzer und Großkonzerne profitieren. Weiters werden Transparenzregeln für ein *country by country reporting* und Offenlegungsverpflichtungen in Steuerangelegenheiten bei Großkonzernen auf europäischer Ebene verhandelt. Der österreichische Finanzminister ist da aber dagegen und blockiert. Auch an der Einführung einer Finanztransaktionssteuer hat er kein Interesse mehr. Die Besteuerung von Finanzderivaten findet die Regierung nicht nötig. Dann gibt es auch welche, die mit Betrug und Tricks Leute um Lohn und Sozialversicherung bringen. Besonders in der Transportbranche, der Bauwirtschaft und bei Reinigungsdiensten. Strafen gibt es nach Delikt. Wer 100 Mitarbeiter_innen betrügt, muss logischerweise für jeden die Strafe zahlen. Das soll jetzt fallen. Die Lohnpreller brauchen – geht es nach der Regierung – nur mehr einmal zahlen.

Wie viel haben Sie von diesen Vorhaben schon gehört? Wie oft haben Sie darüber in den Medien gelesen? Und jetzt vergleichen Sie das mit der Debatte über die Mindestsicherung oder die Notstandshilfe. Wie oft haben Sie davon gehört oder gelesen? Eben. Unvergleichbar öfter. Zehntausendmal mehr. Und was wird über die Menschen erzählt, die ärmer sind und weniger Geld haben? Genau. Durchschummler, Sozialschmarotzer, Sozialbetrüger.

Die Lohnpreller brauchen nur mehr einmal zahlen

Und hilft das den Mittelklasse-Leuten? Der Großteil der Steuern wird von Arbeitnehmer_innen und Konsument_innen bezahlt. Durch die Senkung der in Österreich eh schon sehr niedrigen Körperschaftsteuer wird diese Schieflage der Steuerstruktur weiter verschärft. Die Mietrechtsvorhaben machen Wohnen teurer. Das schadet insbesondere der unteren Mitte und jungen Familien. Die mangelnde Kontrolle von Steuerbetrug und Geldwäsche entzieht Milliarden dem sozialen Ausgleich, der die untere Mitte besonders stützt. Und all das schadet wiederum der Mehrheit der Bevölkerung. Uns nützt es nicht. Damit wir das möglichst nicht bemerken, sollen wir tagein, tagaus die Ärmeren verachten. Als Narkotikum für genaues Hinschauen. Als Ablenkung, damit wir nicht merken, wie sie die Schätze aus dem Haus tragen.

Martin Schenk

GUSTL

PHETTBERGS FISIMATENTEN

Kindsein!

Wenn alle Leute so Sex haben, wie ich keinen je hatte, dann guade Nochd! Doch es kann nicht stimmen, am Christtag um 16 Uhr fand eine Krippenandacht statt in der Kirche Maria Lourdes, wo ich ein paar Jahre am Kirchturm gewohnt habe, und da waren tausende Kinder mit ihren Eltern gekommen und brachten dem Jesuskind eine Schale Licht auf die Altarstufen. Doch im Freien, in der Haschkagasse, hat es fest geschüttet. Es ist so entzückend, Kinder in ihrem Kindsein zu beneiden!

In der Reschgasse gibt es einen Ägypter, der ein entzückendes Bistro führt namens «Zsam zsam», sodass du aus der U6 aussteigen kannst und ohne nass zu werden in das ägyptische Bistro geraten kannst. eze und ich haben uns verliebt in diesen entzückenden Ägypter, der in einer Weihnachtszipfelhaube serviert hatte, wir schmausten feierlich «zwischen» bei ihm: Häferlkaffee, Dattel-Krapferln, veganer Burger. Doch dann hatte es aufgehört zu regnen, war aber trotzdem schon finster geworden. Doch wir waren noch eingeladen zur Christtagsfeier beim Bildhauer Stefan Riedl. Sir eze hatte die Idee: «Wir gehen zum Westbahnhof! Da vergeht die Zeit interessanter.»

Wenn alle so Sex haben, wie ich keinen je hatte, dann guade Nochd

Denn ich wollte auf keinen Fall meine drei Stockwerke zu meiner Wohnung mühsam hinaufstapfen. Wenn ich so im Rollstuhl sitze, wird mir die Zugeschnürtheit meiner Wrangler-Jeans zum totalen Schmerz. Im Westbahnhof gibt es ein Rot-Kreuz-Zimmer, wo ich erbettelte, mich in die Patientenliege zu legen. Da kann ich die Hose auch lockern und den Schmerz, und dann kann mir Sir eze die Hose wieder zuschnüren, aber eine Stufe weiter, und die Tour ginge weiter. Doch, je finsterer es wird, desto finsterer werde auch ich und geh gern schlafen. Jetzt hab ich aber gottseidank schon die Telephonnummer von Stefan Riedl, und konnte absagen.

Es ist jetzt 09:36 Uhr geworden, die Sonne hat sich vom gegenüberliegenden Dach zurückgezogen und auf dem linken Rauchfang bleibt die Taube noch immer stur sitzen – ist sie nur ein Kunstwerk? Denn ich als Taube würde beleidigt weggehen, wenn sich die Sonne von mir zurückzöge. ■

Kritische Sicht auf unsere Gesellschaft

Betrifft: Augustiner_innen, Nr. 472

Danke für das Porträt über Tom Kaisersberger. Ich bin sehr beeindruckt von ihm und seiner großartigen herzvollen Arbeit. Ich gratuliere ihm, dass er es geschafft hat, sich so weit zu «integrieren», dass er gut für sich selbst und sogar für andere sorgen kann und dabei seine klare kritische Sicht auf unsere Gesellschaft behalten hat. Sicher werde ich demnächst in sein Geschäft schauen, das ich bisher nicht gekannt habe.

Mit freundlichen Grüßen

Doris Stummer

Gut gemeint

Betrifft: Geht's mich was an ..., Nr. 471

Wie könnt ihr mich in den *Angelo* locken? Ich habe diesen Film auf Grund eurer Empfehlung gesehen, hier meine Kurzbeschreibung: *Angelo* ist ein klassisches rassistisches Machwerk! Vielleicht gut gemeint, macht es aber nicht besser! Schaurig ist das vielmehr, dieser Rassismus der Wohlmeinenden.

Eine weitere Ausbeutung, Ausstopfung diesmal cinematografisch! Die Figur hat keinen Charakter, keine Persönlichkeit! Dabei gäbe es historisch genug, um eine solche zu entwickeln.

Angelo hat auch keinen Nachnamen mehr! Angelo Soliman darf im Kino nur Opfer und schwarze Haut sein!!

Marion Steiner
(Augustin-Liebhaberin Nr. 1/333)

Richtigstellung

Betrifft: Grazer Wurzeln, Nr. 472

Im Beitrag über den Homeless World Cup behaupteten wir, dass dieser unter anderen von der UNO unterstützt wird. Davon weiß aber die Caritas Steiermark, die diese Fußballweltmeisterschaften für Obdachlose maßgeblich mitentwickelt hat, nichts.

Die Verkäufer_innen und das Team des AUGUSTIN wünschen unseren Leser_innen, Spender_innen und allen anderen, die uns moralisch, finanziell und/oder tatkräftig unterstützen, ein gedeihliches neues Jahr.

Wird aber nicht ganz einfach werden, bei dem rauen Klima, das ins Land gezogen ist.

Kontaktanbahnung

Herausgeber und Medieninhaber:
Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßenzeitung Augustin.
Vereinssitz: 5., Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:
www.augustin.or.at
Updating: Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:
Kathrin Gräble, Andreas Hennefeld, Sonja Hopfgartner, Bernhard Wernitznig
5., Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:
Karl Berger, Lisa Bolyos (dzt. Karenz), Jenny Legenstein (*JL*, DW: 12), Evi Rohrmoser (DW: 10), Reinhold Schachner (*reisch*, DW: 13), Samuel Stuhlpfarrer (*sts*, DW: 16), Ruth Weismann (*RW*, DW: 11)
5., Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

Mitarbeiter_innen dieser Ausgabe:
COVER: Mario Lang
FOTOS: Natalie Deewan, Irmgard Derschmidt, Michael Dobnig, Mehmet Emir, Christopher Glanzl, Lisbeth Kovačić, Wenzel Müller
ILLUSTRATIONEN: Karl Berger, Anton Blitzstein, Jella Jost, Thomas Kriebaum, Much, Richard Schuberth, Eva Schuster
TEXT: Mustafa Akmaz, Markus Baumgartner, Lisa Bolyos (*lib*), Christian Bunke, Bärbel Danneberg, Mehmet Emir, Arthur Fürnhammer, Gottfried, Hans-Martin Hiltner, Heidemarie Ithaler-Muster, Johannes Ithaler, Jella Jost, Nives Kramberger, Rainer Krispel (*RK*), Mario Lang (*lama*), Rudi Lehner, Christof Mackinger, Peter Marhold, Uwe Mauch, Florin Mittermayr, Jacqueline Moser, Wenzel Müller, Christa Neubauer, Ruth Oberhuber, Hermes Phettberg, Lisa Puchner, Erwin Riess, Martin Schenk, Alexander Schlögl
LEKTORAT: Richard Schuberth

Strawanzer_in:
Verantwortlich: Claudia Poppe
strawanzerin@augustin.or.at
www.strawanzerin.at (österreichweiter Online-Veranstaltungskalender)

Radio Augustin:
Verantwortlich: Aurelia Wusch
5., Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin:
Verantwortlich: Christina Steinle
5., Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at

Inserate:
Tel.: (01) 587 87 90
inserate@augustin.or.at

Druck:
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
3., Faradaygasse 6
Verlagsort: Wien

Information:
AUGUSTIN: Die nächste Nummer erscheint am 16. Jänner 2019
Auflage dieser Nummer: 35.000

Mitglied des International Network of Street Papers

Abo-Tel.: (01) 587 87 90
abo@augustin.or.at
www.augustin.or.at/abo

www.facebook.com/augustin.boulevardzeitung
www.instagram.com/augustin.boulevardzeitung
twitter.com/AugustinZeitung

Bankverbindungen BAWAG: iban AT97 1400 0050 1066 6211, bic bawaatww
PSK: iban AT80 6000 0000 9205 1517, bic OPSKATWW

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen. Wir finanzieren das Projekt durch den Zeitungsverkauf (70%), durch 333 Liebhaber_innen und private Spenden (20%) schließlich auch noch durch Inserate, Beilagen, Kalender, T-Shirts usw. (10%). Wir bedanken uns bei allen, die dieses Projekt unterstützen.

Foto: Mario Lang

Manfred Rohrhofer

Nie obdachlos, aber bedürftig

Während ich das Geschirr abwasche, liest mir meine Frau den AUGUSTIN vor. Nein, das ist nur ein Schmäh für meine Kunden. Ich mache sehr wohl den Haushalt, das bin ich auch seit jeher gewohnt, denn meine Mutter ist schwer herzkrank gewesen und brauchte daher Unterstützung, aber meine Lebensgefährtin liest mir nicht die Zeitung vor.

Den AUGUSTIN kenne ich seit über zwanzig Jahren, quasi seit der Gründung, denn mein jüngerer, aber vor drei Jahren verstorbene Bruder war von Beginn an dabei. Offiziell bin ich erst später dazugestoßen, vor rund 15 Jahren. Die ebenfalls schon verstorbene Verkäuferin Annemarie hat mir gezeigt, wie man eine Straßenzeitung verkauft. Wir sind gemeinsam durchs Museumsquartier und den siebten Bezirk gezogen. Ich verkaufe noch immer in dem Grätzel Museumsquartier, Spittelberg und Neustiftgasse. Ich finde es wichtig, dass erfahrene Kolporteure und Kolporteurinnen den Neuen mit Tipps zur Seite stehen. Ich habe beispielsweise bemerkt, dass es verkaufsförderlicher ist, den AUGUSTIN nicht als Obdachlosenzeitung anzupreisen, sondern als Projekt zugunsten Bedürftiger. Vom Geschäftlichen abgesehen ist es so auch richtiger, denn ich selbst bin nie obdachlos gewesen, im Gegenteil, ich habe früher sogar Leute, die auf der Straße gewesen sind, in meiner Wohnung übernachten lassen.

Ich stamme aus ärmlichen Verhältnissen, hatte aber trotzdem eine glückliche Kindheit. Meine ersten Lebensjahre verbrachte ich sogar im Lainzer Tiergarten. Mein Vater hatte dort als Gärtner eine Dienstwohnung. Später wurde er Berufsfahrer, und durch ihn kam ich bereits als Schüler zu einem gut bezahlten Nebenjob: An Wochenenden stellte ich mit ihm Ständer für die *Volksstimme* (bis 1991 Tageszeitung, seitdem Monatsmagazin der KPÖ, Anm.) auf. Nach der Schule begann ich eine Lehre als KFZ-Mechaniker und machte dann auch noch Ausbildungen als Spengler und Lackierer. Ich hatte in der KFZ-Branche immer gute Jobs, bis mich die Scheidung aus der Bahn geworfen hat. Meine Ex-Frau konnte es gerichtlich durchsetzen, dass ich unseren Sohn nicht mehr sehen durfte. Mittlerweile ist er dreißig Jahre alt, und von meiner Seite gibt es das Angebot, uns einmal zu treffen, aber er hat es noch nicht angenommen.

Nach der Scheidung kündigte ich auch die für einen Mechaniker sehr gut bezahlte Stelle, denn mein Ex-Schwiegervater war im selben Betrieb in leitender Funktion beschäftigt. Heute bereue ich, alles hingeschmissen zu haben, aber aufgegeben habe ich mich deswegen noch nicht. Mein nächstes Ziel ist, den Führerschein neu zu machen, mir ist nämlich ein Gelegenheitsjob als Fahrer angeboten worden.

Protokoll: Reinhold Schachner

TUN & LASSEN

Seit 4. Oktober gibt es sie wieder: die Donnerstagsdemo

Wut statt Ohnmacht

Wieder Donnerstag. Wie schon in den Jahren 2000 bis 2002 marschieren seit Wochen jeden Donnerstag tausende Menschen auf wechselnden Routen durch die Wiener Innenstadt, um gegen die schwarz-blaue Bundesregierung zu demonstrieren. **Christof Mackinger** war schon öfter dabei. Diesmal hat er auch darüber geschrieben. Fotos: **Christopher Glanzl**

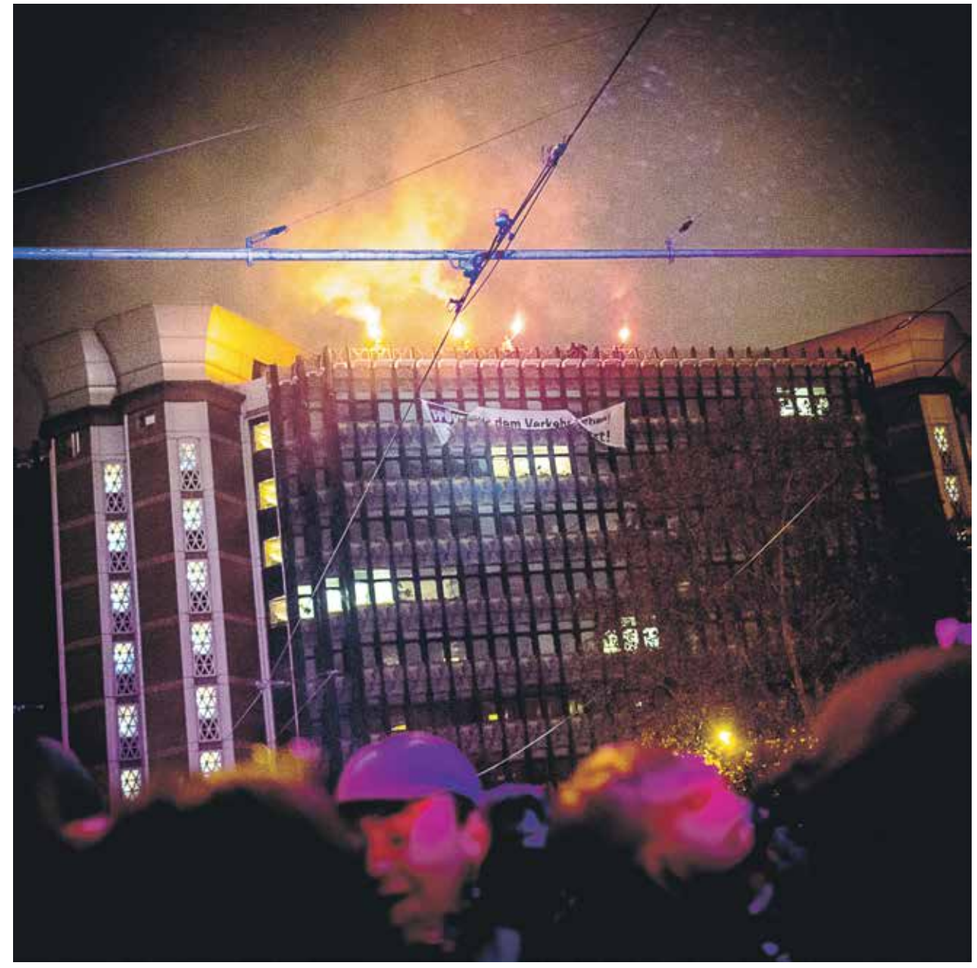
«Weil wir eine scheiß Regierung haben», sagt mir ein älterer Herr, auf die Frage, warum er hier demonstriere. Er stellt sich als Peter der Zornige vor. «Ich bin jede Woche hier, bis diese Regierung geht!» «Oder zumindest, bis wir die Burschenschafter aus der Regierung draußen haben», fügt Lilli, seine Begleiterin, hinzu. Ein paar Meter weiter erzählt ein anderer Demonstrant: «Ich würde mit der Regierung gerne das machen, was sie mit uns macht!» Rosa ist hier, weil sie es toll findet, dass es etwas gibt, wo man hingehen kann «gegen den vielschichtigen Schrott und die Angriffe der Regierung». Die Donnerstagdemo mache gute Laune und bestärkt, fügt die Frau hinzu.

Es ist also nicht nur Peter, der wütend zu sein scheint, sondern viele Menschen, die auf der Demonstration ihrer Wut Luft verschaffen wollen – aber auch Gefühlen der Ohnmacht, mit der sie die Entwicklungen des letzten Jahres beobachtet und erlebt haben.

Alternativen aufzeigen. Seit 18. Dezember 2017 ist die neue, schwarz-blaue Regierung im Amt, und im Wochentakt produziert sie neue Vorschläge, welche die Kluft zwischen Arm und Reich vergrößern, die Wirtschaft bevorzugen, Umweltschutzmaßnahmen untergraben, Frauininitiativen die Förderungen streichen oder schlicht Sozialabbau befördern. Seit bald drei Monaten aber gibt es auch ein organisiertes Medium für alle jene, die des Still-Beobachtens leid sind, die ihre Ohnmacht in etwas Konstruktives verwandeln wollen.

Das zumindest ist der Plan der Initiator_innen der Versammlungen gegen die schwarz-blaue Regierung, die seit Oktober jeden Donnerstag durch die Straßen Wiens ziehen. «Unser Ziel ist natürlich der Protest gegen die rassistische, sexistische und Armut produzierende Politik der Regierung», erklärt Michaela Moser aus dem Organisationsteam (siehe dazu auch das Interview auf Seite 8, Anm.). «Der Widerstand soll Alternativen sichtbar werden lassen. Wir wollen zeigen, dass es bessere Ideen gibt, als das, was die Regierung macht.»

Dafür wird jede Woche ein anderes Thema ins Zentrum des Protests gestellt, eine andere soziale Bewegung zur Mitwirkung angeregt. So auch am ersten Donnerstag im Dezember: Anlässlich der UN-Klimakonferenz, die zeitgleich



Pyrotechnik am Dach des Verkehrsministeriums: Nicht umsonst richten die Donnerstagsdemonstrant_innen der Regierung seit Wochen aus: «Ihr werdet euch noch wundern»

in Polen stattfindet, unterstützt die Organisation System Change not Climate Change die Donnerstagsdemo und gestaltet sie inhaltlich mit.

Rücktritt, aber mit 140! Wabernde Bässe, silberne, luftgefüllte Riesenwürfel und viele Menschen in roten Anzügen: Kurz vor sieben Uhr schiebt sich eine Masse aus mehreren Tausend Menschen von Wien Mitte, über die Hintere Zollamtsstraße in Richtung Urania. Am Frontransparent ist «Burn borders, not fossil fuels», also «Verbrennt Grenzen statt fossiler Energieträger» zu lesen. Viele weitere Schilder machen die Klimakrise zum Thema: «Züge statt Flüge» oder «Klimaschutz statt Dieselschmutz». Veronika, auch eine regelmäßige Besucherin der Donnerstagsdemos, findet Klimaschutz im Alltag besonders wichtig: «Weniger Fliegen», schlägt sie zum Beispiel vor. Auf ihrem selbstgebastelten Schild steht »Rücktritt, aber mit 140». Ihre Begleiterin, ebenfalls Veronika, erzählt, warum sie hier ist: «Was das Klima angeht, ist es fünf vor zwölf. Und ich bin traurig, dass die Regierung den Ernst der Lage nicht erkennt.»

Mittlerweile hat die Demonstration das Verkehrsministerium passiert und hält auf der Brücke zur Urania für eine Zwischenkundgebung. Nachdem die Sängerin Waldfee ein Lied gegen die Lobau-Autobahn zum Besten gegeben hat, erleuchten plötzlich bunte Fackeln das Dach des Ministeriums. An der Außenfassade entrollt sich, wie von Geisterhand, ein Banner mit dem Aufdruck: «FPÖVP aus dem Verkehr ziehen. Klimagerechtigkeit jetzt!» Die Menge jubelt. Später wird System Change not Climate Change twittern: «Wir sind mit der Erde #fixzusammen! Lasst uns aktiv werden und von der Politik mutige Lösungen einfordern!»

«Fix zam». Bei den Donnerstagdemos soll zum Ausdruck kommen, dass niemand alleine ist mit ihrer Ablehnung der Regierungspolitik, so Michaela Moser. Sie ist eine der Initiator_innen der Demonstration. Es gehe darum, zusammenzustehen, um dieser Politik etwas entgegenzusetzen. «Mit unserem Slogan ‹Fix zam› wollen wir Solidarität ausdrücken, mit allen, die von dieser Politik betroffen sind.» Es werde jede Woche versucht, auf aktuelle Entwicklungen in der Politik einzugehen. Auch zukünftig wolle man sich bei der Demo mit Arbeit, Bildung oder Wohnen beschäftigen. «All die Themen, die jetzt auf eine Art betrieben werden, wie es vielen Menschen ein gutes Leben verunmöglicht», so Moser. «Die Zerstörung durch die Regierung ist leider sehr breit angelegt.» «Fix zam» zu sein, sei daher jetzt besonders wichtig, weil die Regierung eine Politik der Spaltung vorantreibe. «Ärmere werden gegen noch Ärmere ausgespielt, siehe Mindestsicherung. Da muss man was dagegen machen», so Moser.

Ende Dezember geht die Donnerstagsdemo in eine kleine Weihnachtspause. Ab 10. Jänner kann man aber wieder «#fix zam» sein mit allen, die unter der Politik der schwarz-blauen Regierung zu leiden haben. ■

Anleitung zum Umsturz

«Es herrscht ein Klima der Angst»

Ein Jahr ist die schwarz-blaue Bundesregierung mittlerweile im Amt. Über Brüche, die schon angelegt waren, die Donnerstagsdemo als Gegenerzählung zum rechten Zeitgeist und darüber, was von der Gelbwesten-Bewegung in Frankreich zu lernen wäre, hat sich **Samuel Stuhlpfarrer** mit Michaela Moser und Lukas Oberndorfer unterhalten. Fotos: **Christopher Glanzl**

Seit dem 18. Dezember ist die schwarz-blaue Bundesregierung ein Jahr im Amt. Wie sieht eure Bilanz dieses ersten Jahres aus?

Lukas Oberndorfer: Ich würde sagen, dass es Schwarz-Blau ganz gut gelungen ist, so etwas wie ein Oben-Mitte-Bündnis oder sogar ein Oben-Mitte-Unten-Bündnis zu schmieden – und relativ stabil zu halten. Die Politik der Regierung dient zwar ganz klar den oberen fünf Prozent, es gibt aber gleichzeitig materielle Angebote an die Mittelschicht. Stichwort: Familienbonus. Die unteren 40 Prozent, die keine Lohnsteuer zahlen, haben davon gar nichts, aber die restlichen 60 Prozent nimmt man mit, wobei man den vollen Bonus erst ab einem Einkommen von 1700 Euro erhält.

Gleichzeitig sehen wir ein intaktes Bündnis mit ‹Unten›. Das funktioniert allerdings nicht über materielle Zugeständnisse, sondern darüber, dass eine Ausgrenzung Dritter stattfindet, darüber also, dass die Regierung verspricht, vor allem Migrantinnen und Migranten und Musliminnen und Muslime schlechter zu behandeln. Wie etwa im Fall der Indexierung der Familienbeihilfe oder bei der neuen Mindestsicherung. Verkürzt gesagt: Die weiße Unterschicht kriegt nicht mehr als den rassistischen Ausschluss der Anderen.

Wobei dieses Versprechen an «Unten» eher ein propagandistisches als eines der Tat ist, nicht? Sowohl die Indexierung der Familienbeihilfe, als auch die Ungleichbehandlung in der Mindestsicherung sind aller Voraussicht nach rechtswidrig. Am Ende verlieren alle.

Michaela Moser: Keine der angesprochenen Maßnahmen ist bislang für eine größere Gruppe spürbar, weder der Familienbonus noch die Einschnitte im Sozialsystem. Was die Bundesregierung aber geschafft hat, ist das gesellschaftliche Klima vollkommen zu verändern. Es herrscht ein Klima der Angst. Das merkt man insbesondere im Sozialbereich. Das führt im gelinderen Fall zu einer Entpolitisierung, im schlimmsten zu einer Anpassung an die Politik der Spaltung. Und man sollte auch nicht vergessen, dass vieles, was jetzt passiert, schon länger angelegt ist. Auf die Abschaffung der Notstandshilfe drängt die ÖVP seit Jahren. Auch diese bizarre bis skandalöse Ausgliederung unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge aus der Kinder- und Jugendhilfe in Niederösterreich geht auf Erwin Pröll zurück. Das, was im abgelaufenen Jahr passiert ist, deutet für mich daher nicht zwingend auf einen Bruch hin. Es sind Dinge, die schon länger vorbereitet wurden.

> **Die weiße Unterschicht kriegt nicht mehr als den rassistischen Ausschluss der Anderen**

Oberndorfer: Der Bruch liegt meines Erachtens darin, dass man diese Aspekte jetzt unter dieser Regierung zu einem Teil der Erzählung macht. Strukturelle Gewalt gab es auch früher schon, aber man hat sich damit nicht gebrüstet. Jetzt versucht man das offensiv einzusetzen.

Ist das vielleicht ein zentrales Unterscheidungsmerkmal zur schwarz-blauen beziehungsweise schwarz-orangen Regierung von 2000 bis 2006? Die ÖVP will die FPÖ gar nicht mehr zähmen, sie eignet sich ihren Rassismus an.

Moser: Ich glaube, wir haben es ganz generell mit einem viel geschlosseneren Projekt zu tun. Das gilt für die Erzählung, es gilt aber auch für die Spielräume, die noch da sind. Unter Schwarz-Blau I gab es etwa im Sozialministerium viele Beamte, die versucht haben, der Regierungspolitik entgegenzusteuern. Heute existieren diese Spielräume nicht, die Fransen, wenn man so will, sind abgeschnitten worden.

Oberndorfer: Man muss sich auch den zeitlichen Kontext vergegenwärtigen. Schüssels Botschaft, Österreich gehöre reformiert und wettbewerbsfähig gemacht, funktionierte vor der tiefen Glaubwürdigkeitskrise des Neoliberalismus. Was Sebastian Kurz verstanden hat, ist, dass mit der Krise von 2008 diese alte Erzählung brüchig geworden ist und dass das Modell der neoliberalen Globalisierung beziehungsweise Europäisierung von links, aber auch von rechts infrage gestellt worden ist. Deshalb musste er zunächst einmal für einen neuen Anstrich sorgen und sich auf einer politischen Ebene die Erzählung der neuen Rechten aneignen. Das erklärt auch, warum dieses Regierungsprojekt so kohärent ist. Weil sich die ÖVP in der Frage der Menschenrechte, des Rassismus und der Migrationsverhinderung auf die Linie der FPÖ begeben hat.

Erklärt das auch, warum die sozialen Einschnitte dieser Regierung der FPÖ, sofern man den Umfragen glauben darf, bislang kaum schaden, und zwar obwohl sie zumindest einen Teil ihres Klientels betreffen?

Moser: Ich glaube, viele Menschen haben die Tragweite dieser Maßnahmen noch gar nicht begriffen. Mir hat erst letzte Woche ein Bekannter, der im arbeitsmarktpolitischen Feld arbeitet, die Geschichte einer Klientin erzählt. Die ist in die Beratung gekommen und hat die Regierung für die Abschaffung der Notstandshilfe gelobt. Die Klientin ist selbst Notstandshilfebezieherin, war aber der festen Überzeugung, sie wäre gar nicht davon betroffen, sondern nur zugewanderte Menschen. Tatsächlich wird die Abschaffung der Notstandshilfe diese Frau genauso treffen.

Wie lange wird das – vor allem für die FPÖ – noch funktionieren?

Moser: Ich fürchte, es kann sehr lange dauern. Zumindest dann, wenn es nicht gelingt, eine kraftvolle Gegenerzählung in die Welt zu setzen. Man darf nicht vergessen, die Opposition – zumindest auf der Ebene der Parteien – ist unglaublich schwach. Und die Kräfte aus der Zivilgesellschaft müssen auch erst stärker werden.

Hoch über dem Bednar-Park: Moser und Oberndorfer in der Bibliothek des Wohnprojekts Wien im 2. Bezirk

Ihr seht also kein Gelbwesten-Szenario für Österreich?

Oberndorfer: Das ist eine spannende Frage. Frankreich und Österreich sind einander auf einer gewissen Ebene sehr ähnlich. Auf einer anderen wiederum ganz und gar nicht. In Frankreich gibt es mit der *Rassemblement National*, wie der Front National jetzt heißt, einen Akteur, der schon ebenso lange wie die FPÖ ab Jörg Haider eine hartnäckige Hegemoniearbeit der Rechten betreibt. Das hat es nicht in sehr vielen mittel- und westeuropäischen Ländern in diesem Ausmaß gegeben. Andererseits ist Frankreich ein Land, das, ganz anders als Österreich, auf eine lange Tradition der Kämpfe von unten zurückblicken kann. Man muss also wohl diese beiden Faktoren zusammenrechnen. Wie stabil bleibt die rechte Erzählung beziehungsweise Hegemonie? Und: Entsteht in Österreich eine Akteurin, die diese Politik herausfordern kann? Auf parteipolitischer Ebene sehe ich da derzeit niemanden. Aber das Interessante ist, dass es mit den Donnerstagsdemos zuletzt gelungen ist, eine alternative Erzählung sichtbar zu machen. Die Demos sind zwar nach wie vor auf ein gewisses Milieu beschränkt, nehmen aber dennoch zaghaft die Gestalt eines solidarischen Pols an, der sagt: ‹Wir unterscheiden uns zwar – nach Geschlechterlinien, nach unserer Herkunft und nach unserer Religion –, aber wir stehen hier unten zusammen, um uns gegen die oben zu wehren.›

> **Viele Menschen haben die Tragweite der sozialen Einschnitte noch gar nicht begriffen**

Das historische Vorbild ist allerdings gescheitert. Was im Februar 2000 mit dem Anspruch begonnen hat: «Wir gehen, bis die Regierung geht», ist, nachdem sich immer weniger Menschen beteiligt hatten, relativ bald sanft entschlafen. Braucht es nicht eine stark eskalative Strategie für das kommende Jahr, damit sich dieses Szenario nicht wiederholt?

Moser: Niemand vergleicht die Donnerstagsdemos von heute so wenig mit den damaligen wie diejenigen, die sie jetzt organisieren. Ich glaube auch nicht daran, dass es jetzt eine eskalative Strategie braucht. Ich denke, dass wir eher unsere Gegenerzählung stärken und weiter aufbauen müssen. Und wir müssen uns weiter verbreitern.

Oberndorfer: Ich weiß nicht, ob die Donnerstagsdemonstration diese Erwartung erfüllen kann. Aber sie kann vielleicht den Boden bereiten für etwas anderes. Und es wäre dann eigentlich auch schon sehr viel, wenn sie es schafft, andere Akteurinnen und Akteure dazu zu ermutigen, in die Auseinandersetzung mit dieser Regierung einzutreten.

Am Beispiel Frankreich sieht man meines Erachtens sehr gut, wie schnell sich die Dinge dann auch ändern können. Plötzlich wird nicht mehr an der Bar verhandelt, welcher Migrant woran auch immer gerade wieder Schuld trägt. Stattdessen gehen die Menschen massenhaft auf die Straße, treten in kollektive Lernprozesse

Fortsetzung auf Seite 10

Fortsetzung von Seite 9: ***«Es herrscht ein Klima der Angst»***

ein und identifizieren dann auch den ‹richtigen› Gegner, nämlich eine Regierung, die Politik für einige wenige macht.

Moser: Dazu bräuchte es dann aber wohl mehr als Demonstrationen. Es müssten sich Strukturen herausbilden, die den Menschen Angebote machen. Es braucht alternative Formen der Unterstützung und des Miteinanders für alle, die diese zerstörerische Politik trifft. Darin sähe ich auch die Chance, miteinander in Kontakt zu treten und ins Gespräch zu kommen. Es bräuchte also politische Alternativen, die sich praktisch manifestieren.

Das würde der gesellschaftlichen Linken allerdings eine Festlegung abverlangen. Anstatt ständig neue, meist kurzlebige Kandidaturen aufzustellen, müsste man einen derartigen Strukturaufbau verstetigt verfolgen.

Oberndorfer: Daran führt in meinen Augen ohnehin kein Weg vorbei. Die Linke ist dafür, sich mit den Alltagsproblemen der einfachen Menschen zu befassen, gar nicht mehr oder nur noch in Spuren bekannt. Und wenn man das wieder ändern wollte, müsste man genau dort hin. Ich würde es vielleicht breiter formulieren und die Beschäftigung mit den täglichen Sorgen der Menschen – und das umfasst

Es bräuchte politische Alternativen, die sich praktisch manifestieren

für mich nicht nur Soziales, sondern auch den alltäglichen Rassismus und Sexismus – mit dem großen Ganzen verbinden wollen. Nur so könnte die Linke in diesem Land wieder relevant werden.

Abkürzungen gibt es keine?

Oberndorfer: Ich fürchte nicht. Eines allerdings sollte man über all dem auch nicht vergessen: Selbst wenn Schwarz-Blau vordergründig sehr fest im Sattel sitzt, kann sie die politische Krise, in der wir uns befinden, nicht lösen. Sie kauft sich Zeit, ohne die brennenden gesellschaftlichen Fragen – Ungleichheit, Klima, imperiale Verwüstung und dadurch ausgelöste Migration – anzugehen. Am Beispiel Frankreichs sehen wir, dass es oftmals nur ein einzelnes Ereignis braucht, damit die Dinge in Bewegung geraten. Wenn das passiert, dann könnte diese Regierung unter Druck kommen und von unten herausgefordert werden. ■

Michaela Moser (51) lehrt u.a. Ethik und Diversität am Departement Soziale Arbeit der FH St. Pölten und ist in der Armutskonferenz und im Organisationsteam der Donnerstagsdemos aktiv. Lukas Oberndorfer (39) arbeitet als Publizist und Wissenschaftler in Wien. Er ist Redakteur des linken Blogs *Mosaik*.

www.armutskonferenz.at
www.wiederdonnerstag.at
www.mosaik-blog.at

Ausreiseaufforderungen für EU-Bürger_innen

Kontrollwahn?

Überprüfungen durch die Fremdenpolizei nehmen laut Wahrnehmung von Sozialeinrichtungen zu. Auch beim AUGUSTIN gibt es vermehrt Fälle. Von **Ruth Weismann**

Sind sie schon mal einfach so auf der Straße von der Polizei nach ihrem Ausweis gefragt worden? Es liegt die Vermutung nahe, dass dies einigen eher passiert als anderen. Denn derzeit hört man von Organisationen, die sich um armutsbetroffene und obdachlose Menschen kümmern, dass vermehrt Personen zwecks Prüfung ihres Aufenthaltsstatus angehalten werden. «Sehr häufig werden solche Menschen kontrolliert, die als arm, ‹unterstandslos›, Bettler und Bettlerinnen oder Straßenzeitungsverkäufer_innen wahrgenommen werden», sagt Bernhard Wernitznig, der als Sozialarbeiter beim AUGUSTIN in letzter Zeit einige solche Geschichten von EU-Bürger_innen, die die Zeitung verkaufen, gehört hat. Aber: Es bleibt nicht bei Kontrollen.

Laut der EU-Freizügigkeitsrichtlinie dürfen sich Bürger_innen von EU-Staaten bis zu drei Monate in Österreich aufhalten. Bleiben sie länger hier, müssen sie sich melden und auch finanziell erhalten können. Tun sie das nicht, können sie ausgewiesen werden. Dass Straßenkontrollen diesbezüglich stattfinden und auch Folgen haben, nämlich die Ausstellung einer Ausreiseaufforderung, wenn die betroffenen Personen nicht, oder manchmal: nicht sofort, nachweisen können, dass sie nicht länger als erlaubt im Lande sind, kam früher nur vereinzelt vor, wie sowohl aus dem AUGUSTIN-Vertrieb als auch von der Caritas-Sozial- und -Rückkehrberatung zu vernehmen ist. Auch bei der Bettellobby kennt man nun aktuelle Fälle, wie auf Nachfrage angegeben wird.

«Grundsätzlich werden Leute auf der Straße kontrolliert, wenn es die Vermutung eines rechtswidrigen Aufenthalts gibt», sagt Thomas Wiesinger von der Caritas-Sozial- und Rückkehrberatung in einem Telefongespräch mit dem AUGUSTIN. «Dann nehmen sie den Ausweis weg. Es müsste da aber einen Nachweis zur Sicherstellung des Dokuments geben. Wir haben immer wieder Fälle gehabt, wo Klienten gesagt haben, das wurde ihnen nicht ausgestellt», so Wiesinger. Grundsätzlich dürfte das Kontrollieren und Ausweis-Abnehmen nicht rechtswidrig sein. Beim Nicht-Ausstellen einer Bestätigung könnte es schon anders aussehen. Bernhard Wernitznig kennt solche Fälle ebenfalls. Kein Nachweis wurde ausgestellt, oder die Betroffenen haben ihn nie erhalten.

Massive Einschüchterung. Wiesinger hat den Eindruck, dass die Praktik der Straßenkontrolle, des Ausweisabnehmens und in weiterer Folge der Ausstellung einer Ausreiseaufforderung bei EU-Bürger_innen ungefähr seit einem halben Jahr vermehrt stattfindet. Die Fälle, die in seiner Abteilung behandelt werden, betreffen vorwiegend Menschen aus Osteuropa, so auch beim AUGUSTIN. Bernhard Wernitznig berichtet von der Vorgehensweise und liefert eine Einschätzung:

«Wenn jemand im öffentlichen Raum angetroffen wird, und den Anschein erweckt, den sogenannten unerwünschten Bevölkerungsteilen anzugehören, wird der rechtmäßige Aufenthalt kontrolliert. Wer weder eine Aufenthaltsbescheinigung (Anm.: drei Monate) noch einen Nachweis der kurzfristigen Einreise vorlegen kann, wird quasi automatisch verdächtigt, permanent aufhältig zu sein. Das würde nämlich eine Anmeldebescheinigung erfordern (Anm.: nach vier Monaten).»

Wenn jemand im öffentlichen Raum angetroffen wird, und den Anschein erweckt, den sogenannten unerwünschten Bevölkerungsteilen anzugehören, wird der rechtmäßige Aufenthalt kontrolliert

Tatsächlich ist es so, dass eine Person aus Ungarn, die in Österreich weder gemeldet ist noch einer Arbeit nachgeht, nur einen Tag ausreisen müsste, um sich legal wieder drei Monate hier aufhalten zu können.

Es gäbe auch Betroffene, denen der Ausweis weggenommen und erst nach Vorweis einer Rückfahrkarte wieder ausgehändigt würde. «Wohlgemerkt», so Wernitznig, «auch wenn keine rechtskräftige Ausreiseentscheidung der Behörde vorliegt.» In einem Fall, wo er einen Betroffenen zum Bundesamt für Fremdenwesen und Asyl (BFA) begleitete und verlangte, den Ausreisebescheid zu sehen, wurde ihm von Beamt_innen mitgeteilt, dass dieses Dokument nicht hier in Wien wäre, sondern in Niederösterreich. Man könne es also nicht vorweisen.

«Das Abnehmen des Ausweises kann Menschen massiv einschüchtern, da sie als Ausländer_innen eine Ausweispflicht haben und, präsent im öffentlichen Raum, stets kontrolliert werden können», meint er. Wernitznig kennt auch Betroffene, die davon erzählen, dass sie direkt bei der Kontrolle auf der Straße einvernommen wurden. Wobei völlig unklar ist, wie die Behörde zur Annahme gelangt, der oder die Person hätte kein Recht auf Aufenthalt. Denn wer kann das schon ad hoc beweisen?

Die Pressestelle des Bundesministeriums für Inneres antwortete auf Anfrage, warum derzeit so oft Straßenzeitungsverkäufer_innen, Obdachlose und andere von Armut betroffene Menschen kontrolliert werden und nach welchen Kriterien bei Kontrollen vorgegangen wird, per E-Mail mit dem Hinweis, dass die Frage unlogisch sei, weil sie impliziere, dass «Organe der Fremdenpolizei a priori über den fremdenrechtlichen Status, i.e. EU-Bürger, Drittstaatsangehöriger etc., Bescheid wissen, noch bevor kontrolliert wird.»

An den kolportierten Fällen gemessen, sowie an der Einschätzung, dass seit einem halben Jahr vermehrt Menschen, die vielleicht «unerwünscht» aussehen und/oder eine Straßenzeitung verkaufen, auf ihren Aufenthaltsstatus hin kontrolliert werden, könnte man wohl einen Schluss ziehen: nämlich, dass die Organe der Fremdenpolizei sehr wohl a priori annehmen, dass bestimmte Personen nicht rechtmäßig im Lande sind. Und sie darum dem von vielen durchaus als einschüchternd wahrgenommenen Prozedere von Kontrolle, Ausweisabnahme und Beweisführung aussetzen.

Zitat Berhnard Wernitznig: «Ich hätte gerne Zahlen dazu, wie viele Bundesdeutsche, Italiener_innen und Schwed_innen hinsichtlich ihres rechtmäßigen unionsrechtlichen Aufenthalts überprüft werden. Würde es diese entsprechenden Zahlen geben, würde die rassistische und antiziganistische Diskriminierung ganz deutlich ablesbar sein.» Und auch Thomas Wiesinger meint: «Es geht aus meiner Sicht schon stark darum, Armutsbetroffene zu kontrollieren.» ■

Krampustag am Meidlinger Markt

Standlersterben

Wem nützt die neue Marktordnung? Wie die Bauernmarkt-Kundin **Christa Neubauer** unversehens in die Stadtpolitik hineinstolperte, obwohl sie eigentlich nur einkaufen können will wie bisher.

Angefangen hat es damit, dass ich an einem Freitag nach Alterlaa pilgerte, weil da immer ein paar Bauern am Platz vor der Bank ihre Produkte feilbieten. An jenem Freitag waren die Mienen der Burschen aus dem Waldviertel düster. Unterschriftenlisten lagen auf. Nach einer kurzen Information – der Standort Alterlaa ist gefährdet, weil die neue Marktordnung Kernöffnungszeiten vorschreibt, was wiederum die Waldviertler betrifft, weil sie an einem anderen Wiener Standort einen fixen Stand haben – wurde mir bewusst, wie sehr die neue Marktordnung an den Kund_innen vorbeioperiert. Natürlich habe ich auf der Liste unterschrieben. Und meinem Bezirksvorsteher geschrieben mit der Frage, wie er die Sache sieht und ob er im konkreten Fall helfen kann. Die Antwort kam prompt: Er unterstütze mein Anliegen, dass die Wiener_innen weiterhin bei ihren Bauern einkaufen können, weil damit die Nahversorgung unterstützt werde. Im konkreten Fall werde er auch gerne helfen, eine individuelle Lösung zu finden. Vor einer Rückmeldung an die Bezirksvorstehung habe ich mit dem Inhaber meines Lieblingsstandls telefoniert. Thomas Anderl hat mich dann eingebremst und mir von einer geplanten Pressekonferenz erzählt, die passenderweise am Krampustag auf dem Meidlinger Markt stattfinden sollte.

Zeit hatte ich, also wanderte ich hin. Dort sah ich erstmal alles rosarot, weil die NEOS Veranstalter der Pressekonferenz waren. Das mediale Interesse war enden wollend, anwesend waren neben den NEOS mehrere Standler_innen von unterschiedlichen Märkten sowie ein Vertreter des Vereins Zukunft Wiener Märkte. Die Standler_innen erzählten das, was inzwischen sogar die Mainstream-Medien berichtet hatten: dass die Stadtregierung die Wiener Märkte mit Einkaufszentren vergleicht, wo auch der Besitzer (hier also die Stadt Wien) die Öffnungszeiten definieren kann. Dass die Gebühren teils kräftig erhöht wurden. Dass Schwierigkeiten bei der Weitergabe eines Marktstands zu befürchten sind. Und dass die einseitigen Vertragsänderungen, welche die neue Marktordnung impliziert, teilweise im rechtsfreien Raum stattfinden. Die wesentlichen Inhalte wurden wie immer nach der Veranstaltung besprochen, als Kamera und Mikrofone wieder abgebaut und die Medienvertreter_innen verschwunden waren. Da nämlich warf ich die Frage in die Runde: Wem nützt die neue Marktordnung?

Der benachbarte Supermarkt würde den Umsatz des Meidlinger Markts sicher auch gerne einstreichen

Den meisten Standler_innen nicht. Sie müssen mehr zahlen und Öffnungszeiten einhalten, die für sie nicht machbar sind – oder nicht sinnvoll: Wenn klar ist, dass um die Mittagszeit niemand einkaufen kommt, muss auch der Stand nicht geöffnet sein, nur um der Vorschrift zu genügen. Den Marktaufseher_innen auch nicht, hörte ich im Gespräch. Die kennen «ihre» Standler_innen großteils jahrelang und fühlen sich nicht gut dabei, plötzlich Anzeigen auszustellen wegen Marktordnungsübertretungen, die bis vor kurzem noch keine waren. Uns Marktbesucher_innen schon gar nicht. Wir kennen die Öffnungszeiten von unseren Lieblingsstandln. Wir lassen uns lieber im persönlichen Gespräch hochwertige Produkte empfehlen als in standardisierten Einkaufszentren wortlos in Regale mit Industrieprodukten zu greifen. Deshalb haben meine Waldviertler auch innerhalb kürzester Zeit mehrere tausend Unterschriften gesammelt. Wem also nützt die neue Marktordnung? Vordergründig der Stadt Wien, die nun höhere Gebühren und mehr Strafzahlungen einnimmt. Hinter vorgehaltener Hand sprechen die Anwesenden allerdings davon, dass viele Markt-Standorte auf großen Grundstücken stehen. Wenn die Märkte «ausgehungert» werden, werden diese Grundstücke frei und können gewinnbringend veräußert werden. Damit könnte die Stadtregierung weit mehr Geld lukrieren. Davon abgesehen würde der benachbarte Supermarkt den auf rund fünfzig Millionen Euro geschätzten Jahresumsatz des Meidlinger Markts auch gerne einstreichen. Oder ein Immobilienentwickler, der die Stände alle zu günstigen Bedingungen aufkauft und sie dann als Genossenschaft betreibt – was die Standler_innen natürlich auch selbst initiieren könnten. Falls die Stadtregierung dazu ihren Sanktus gibt.

Einer der rührigsten Standler wurde in eine Expert_innenkommission eingeladen. Nach dem ersten E-Mail, so konnte er berichten, hat er allerdings nie mehr von den Expert_innen gehört. Am meisten beunruhigt mich die Tatsache, dass wir Bürger_innen der Stadt Wien diese Entwicklung einfach hinnehmen. «Kannst eh nix machen!» – «War eh schon immer so.» Ich möchte nicht in zehn oder fünfzehn Jahren unbeeindruckt an einem neuen Wohnbau-Projekt (oder, noch schlimmer, an einem Bürotempel) am Meidlinger Platz vorbeispazieren und mich nostalgisch erinnern: ‹Ja ja, damals, als hier noch die Marktstandler_innen standen›. Kann sich bitte jemand um dieses Thema kümmern? ■

«AUGUSTIN KAFFEETSCHERL
...wos´n sunst!»

Zuwachs im Gesamtkunstwerk AUGUSTIN.

Foto: Mario Lang

Ergänzen Sie Ihren Lesegenuss mit dem **AUGUSTIN KAFFEETSCHERL** – für einen optimalen Start in den Tag!
Die **Cafébrennerei Franze** röstet den «Kuba Serrano Lavado» speziell und kostenlos für den AUGUSTIN. Ein milder Kaffee mit zarter Säure, honigartiger Note und einem leichten Bouquet von Nüssen.
Geeignet für Espresso und Filter.
Durch diese gedeihliche Zusammenarbeit kann das **AUGUSTIN KAFFEETSCHERL** zum Preis von 8 Euro je 250 g angeboten werden: ***www.augustin.or.at/shop***

IMMO AKTUELL

Fällt das Lagezuschlagsverbot, drohen saftige Mietsteigerungen

Teurer Wohnen mit ÖVP und FPÖ

Die Bundesregierung mag keine Mieter_innen. Dafür schätzt sie das Eigentum. Vor allem auf die Bewohner_innen von Gründerzeitbauten kommt 2019 einiges zu.
Von **Christian Bunke**

Illustration: Much

Nur weil noch nichts passiert ist, heißt das nicht, dass keine Katastrophen vor der Tür stehen. So ähnlich lässt sich die Reaktion aus der Arbeiterkammer zusammenfassen, fragt man nach der Wohnpolitik unserer heiß geliebten Bundesregierung. Tatsächlich hat man sich einiges vorgenommen. Schließlich kommen vielen Großspender_innen, vor allem die der ÖVP, aus der Immo-Branche. Und diesen Leuten hat die Regierung in ihrem Programm auch einiges versprochen. Umgesetzt wurde bislang aber wenig. Für Entspannung gibt es jedoch auch keinen Grund.

Laut der UN-Menschenrechtskonvention ist das «Recht auf Wohnen» ein Grundrecht, welches für alle Menschen zu gelten hat. Im Regierungsprogramm ist jedoch nur von einem «Grundbedürfnis» die Rede. Wie soll dieses befriedigt werden? Man lese und staune: «Langfristig ist Eigentum die angestrebte und günstigste Form des Wohnens. Wir müssen alles unternehmen, dass wieder vermehrt Wohnraum in Eigentum erworben werden kann, denn Eigentum ermöglicht ein selbstbestimmtes, abgesichertes Leben.»

Unmittelbare Bedrohung. Das Wohnen im Eigenheim ist in Österreich ein eher ländliches Phänomen. In Kleinstädten wohnen laut dem Stadtentwicklungsforscher Justin Kadi nur drei von zehn Haushalten in Mietwohnungen. In Wien hingegen steigt diese Zahl auf acht von zehn Haushalten. Vier von zehn österreichischen Mieter_innen wohnen wiederum in Wien. Wenn die Bundesregierung also das Eigentum fördern möchte, können vor allem Menschen mit niedrigen und mittleren Einkommen dies nur als Drohung auffassen.

Die größte unmittelbare Bedrohung liegt lauf dem AK-Immobilienexperten Lukas Tockner in der geplanten Abschaffung des Lagezuschlagsverbotes. Zwar sei noch nichts umgesetzt, es sei auch noch kein entsprechender Entwurf im Nationalrat eingebracht oder in Begutachtung gegeben worden. Doch der Plan existiere und bereite der Arbeiterkammer große Sorgen.

Was sind Lagezuschläge? 1994 führte die damalige Bundesregierung Lagezuschläge ein – ein großzügiges Geschenk an Vermieter_innen. Lagezuschläge ermöglichen Mietsteigerungen, ohne dass eine Hausbesitzerin etwas dafür tun muss (wie zum Beispiel eine Sanierung). Nehmen wir mal an, in deinem Bezirk wird eine neue U-Bahn-Linie gebaut. Sofort steigt der Wert des Bodens in deiner Nachbarschaft massiv an. Eine Vermieterin kann diese Wertsteigerung dann in einen «Lagezuschlag», also eine Mietsteigerung ummünzen. Aus Steuergeldern finanzierte Verbesserungen der Lebensqualität werden so zum privaten Reichtum weniger auf Kosten vieler steuerzahlender Menschen, die obendrein als Mieter_innen geschröpft werden.

Doch etwas bereitet der Immo-Branche gewaltige Zahnschmerzen. Die Bundesregierung von 1994 hat nämlich die Gründerzeitbauten von Lagezuschlägen ausgenommen. Somit sind zum Beispiel große Teile von Rudolfsheim-Fünfhaus von Lagezuschlägen befreit, obwohl man dort zentrumsnah wohnt und öffentlich gut angebunden ist.

Dagegen klagten diverse Hausbesitzer_innen in Wiens 15. Gemeindebezirk. Doch im November 2016 beschied der Verfassungsgerichtshof: «Das Verbot von Lagezuschlägen in Gründerzeitvierteln dient dem sozialpolitischen Ziel, Wohnen in zentrumsnaher städtischer Lage zu Preisen zu ermöglichen, die es auch Personen mit mittleren Einkommen erlauben, ihren Wohnbedarf in dieser Lage angemessen zu decken.»

Solidarität ist Selbstschutz. Das ist jetzt natürlich nicht «marktkonform», ein Begriff, den man im Regierungsprogramm immer wieder findet, wenn es um die Wohnpolitik geht. Noch schlimmer: Vom Verbot der Lagezuschläge bei Gründerzeitbauten profitieren vor allem Arbeiter_innen und Migrant_innen, die man als Polizeipferd reitendes Regierungsmitglied eher weniger ausstehen kann. Die Lösung soll eine Gesetzesänderung bringen. Geplant war das ursprünglich schon für Anfang 2019, doch die Sache hat sich verzögert. Ein entsprechender Arbeitskreis der Koalition tagt noch hinter verschlossenen Türen, man ist sich scheinbar über manches noch nicht einig.

Positiv betrachtet entsteht nun ein Zeitfenster, um sich jetzt schon gegen die Grauslichkeiten von morgen zu organisieren. Denn fällt der Schutz vor Lagezuschlägen, wird es in Fünfhaus, Ottakring oder auch Hernals für viele Menschen ungemütlich. Dann drohen laut der Wiener Mietervereinigung plötzliche Mietsteigerungen um bis zu 60 Prozent. Entlang des Wiener Gürtels stehen zahlreiche Gründerzeitbauten. Und wenn die U-Bahn-Verlängerung Richtung Hernals kommt, werden die Grundstückspreise nochmal ordentlich anziehen. Teilweise tun sie es jetzt schon.

Wer jetzt meint, nicht davon betroffen zu sein, nur weil man nicht in einem Gründerzeitbau wohnt, irrt, sagt zumindest die Mietervereinigung. Sie rechnet beim Fall des Lagezuschlagsverbotes auch außerhalb der Gründerzeitviertel mit «deutlichen» Preissteigerungen. Deswegen ist ja Solidarität auch reiner Selbstschutz: Selbst wenn es einen nicht direkt erwischt, indirekt wird man oftmals doch getroffen. ■

GEHT'S MICH WAS AN…

Zu gut bezahlt

Es gibt sinnvolle Entwicklungen auf europäischer Ebene, um jungen Menschen Erfahrungen außerhalb der Zone «um den eigenen Kirchturm» zu ermöglichen. *Erasmus+* heißt das Programm, das mit Studienaustauschprogrammen begonnen hat und heute auch Praktika knapp vor oder auch nach Ausbildungsabschluss umfasst. Und auf vertraglicher Ebene können auch Nicht-EU-Bürger_innen teilnehmen.

Frau I. kommt aus einem Drittstaat und hat an *Erasmus+* teilgenommen – sie steht knapp vor dem Studienabschluss und hat eine renommierte österreichische Firma gefunden, bei der sie ein sechsmonatiges Praktikum absolvieren konnte. Die österreichische Botschaft im Herkunftsland hat richtig gehandelt und dafür ein Visum D zum Zweck der Erwerbstätigkeit ausgestellt.

Damit sind die bürokratischen Hürden genommen: Es gibt eine EU-Richtlinie, die diese Programme und das Aufenthaltsrecht von Drittstaatsbürgern regelt, die Niederlassungsbehörden werden erst bei einer Dauer von mehr als sechs Monaten zuständig. Eine Bewilligung des AMS ist explizit nicht erforderlich, weil Beschäftigung im Rahmen der EU-Austauschprogramme vom Ausländerbeschäftigungsgesetz ausgenommen ist.

Die Firma hat etwas «Unübliches» getan, sie hat anständig bezahlt

Nachteil: Damit wusste das AMS nichts von dem ganzen Ablauf, und die Firma hat etwas «Unübliches» getan: Sie hat eine qualifizierte Tätigkeit (kollektivvertragskonform) anständig bezahlt und nicht nur ein besseres Taschengeld ausgeschüttet. Weil die Lohnverrechnerin das «immer so tut», wurde der Standard-Dienstvertrag der Firma ausgefüllt. Und weil die Firma diese Frau I. für wirklich gut hält, bot sie ihr gleich eine Schlüsselkraftanstellung im Anschluss an.

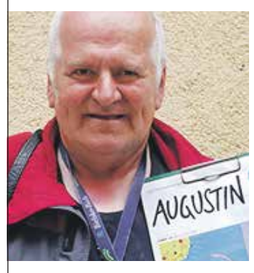
Und jetzt das Drama: Das AMS lehnt wegen «illegaler Beschäftigung» ab. Praktikum: wegen der Bezahlung unglaubwürdig. Nachdenken, warum die Botschaft das Visum ausgestellt hat: überflüssig.

Wir schreiten ein, erklären den Sachverhalt, bekommen die Rückfrage: Warum gab es dann keinen Aufenthaltstitel für «Sonderfälle» (den gibt es nämlich für Menschen, die nicht dem Ausländerbeschäftigungsgesetz unterliegen)? Einfache Antwort: weil es den nur für mehr als sechs Monate Aufenthalt gibt. Warum die *Erasmus+*-Vereinbarung nicht zum Akt genommen wurde: Schweigen. Aber jetzt läuft ein neues Verfahren, das AMS bemüht sich um Tempo, mit zwei Monaten Verspätung wird eine neue Arbeitskraft beginnen dürfen, Steuern zu bezahlen.

Peter Marhold
Helping Hands

TRICKY DICKYS SKIZZENBLÄTTER

Der AUGUSTIN
ist mehr als eine Zeitung



Die Kolporteur_innen erhalten im AUGUSTIN-Büro geselliges Beisammensein, Essen und Trinken, Trost, Nutzung von Telefon und Internet, Unterstützung bei Amtswegen und Schuldenregelung, Rechtsberatung, D-Kurse, Computerkurse und die Möglichkeit an **sportlichen und kulturellen Projekten** teilzunehmen, wie z.B. Fußball, Theater, Chor, Tischtennis oder Schreib- und Radiowerkstatt.
Das alles funktioniert tatsächlich **ohne jegliche Fördergelder**. Diese **Unabhängigkeit** möchten wir uns auch weiterhin erhalten, daher würden wir uns freuen, wenn Sie uns mit Ihrer **Spende** unterstützen. Vielen Dank, das AUGUSTIN-Team!

SPENDEN AN: AT97 1400 0050 1066 6211

Zum Ableben von AUGUSTIN-Verkäufer Jiři

Ein Schwieriger mit großem Herz

Bei unserem Hoffest am 8. Juni ließ Jiři es sich nicht nehmen, ein Spontankonzert zu geben. Es war wohl sein letzter Auftritt als One-Man-Band. Erst vor Kurzem erfuhren wir, dass Jiři, der den AUGUSTIN seit 1997 verkaufte, vor einem halben Jahr verstorben ist. Dass Jiři Janecek an einer Herzklappeninsuffizienz litt, war uns bekannt, doch über die Umstände seines Todes wissen wir nichts. Er wurde 64 Jahre alt, begraben ist er auf dem Zentralfriedhof, Gruppe 87A, Reihe 82, Grab Nr. 1. Ein paar magere Daten, die über das Online-Service der Bestattung Wien abrufbar sind.

Jiři kam sehr regelmäßig ins AUGUSTIN-Büro, um neue Zeitungen zu holen und oft sofort die aktuelle Ausgabe zur Gänze durchzulesen. Zeitungen verkaufte er oft beim Volkstheater, im Sommer auf der Donauinsel und in der Lobau. Den weiten Weg vom 11. Bezirk, wo er wohnte, legte er mit dem Fahrrad zurück. Aufgrund seiner Gehbehinderung war Jiři auf das Rad angewiesen. Eine nie ausgeheilte und dauernd Schmerzen bereitende Verletzung am Fuß hatte er sich bei einem Unfall bei einer Schwarzarbeit zugezogen. Die Beinverletzung bedeutete das Ende von Jiřis geregeltem Arbeitsleben. Fortan erhielt er Sozialhilfe/Mindestsicherung, um die er auch immer wieder kämpfen musste. Zwar war Jiři eine Art Hippie (seine langen Haare hätte er sich niemals abschneiden lassen) und jemand, der das Leben genießen konnte, ein Faulpelz war er nicht. Tätig sein, seinen eigenen Unterhalt zu verdienen und Großzügigkeit gegenüber anderen waren ihm sehr wichtig. Dass er aufgrund seiner finanziellen Lage auf die Hilfe anderer angewiesen war, schmerzte ihn weitaus mehr als die Tatsache, seine eigenen Bedürfnisse einschränken zu müssen. Jiři war ein Schwieriger, sehr sensibel, aber auch sehr aufmerksam, großzügig und voller Wissen auf verschiedensten Gebieten wie Handwerk, Kunst und natürlich seiner geliebten Musik. Wir vermissen ihn.

red

Foto: Mehmet Emir

Jiři als Protestsänger beim Augartenspitz

Sachbuch: Re-Reading *Wiener Wandertage*

Gehen, bis die Regierung geht

Was sich seit Wochen jeden Donnerstag in der Wiener Innenstadt tut, weiß nicht nur, wer die vorliegende Ausgabe des AUGUSTIN sorgfältig liest. Donnerstags – das gilt für eine quantitativ nicht länger auf eine Szene zu reduzierende Anzahl von Menschen – wird wieder, wie schon vor 18 Jahren, gegen Schwarz-Blau demonstriert.

Wer mehr über die historische Vorläuferin der Donnerstagsdemo wissen will, dem oder der sei ein (erneuter) Blick in den kleinen, aber umfangreichen Band *Wiener Wandertage. Eine Dokumentation* anempfohlen. Auf mehr als 500 Seiten dokumentierten der Hochschullehrer und Medienwissenschafter Frederick Baker und die Autorin Elisabeth Boyer schon 2002 dieses «zeitgeschichtlich wichtige und kulturell interessante Phänomen». Worum geht es? Schon die Angelobung der ersten schwarz-blauen Bundesregierung unter Wolfgang Schüssel am 4. Februar 2000 führte zu spontanen Massenkundgebungen gegen die Regierung. Im Zuge der mit 300.000 Teilnehmer_innen größten Demonstration am 19. Februar verlautbarten die Veranstalter_innen künftig an jedem Donnerstag demonstrieren zu wollen – und zwar so lange, «bis die Regierung geht». Diesem Aufruf folgten am 24. Februar schließlich 12.000 Menschen – die Donnerstagsdemo war geboren.

In dem im Klagenfurter Wieser-Verlag erschienenen Bändchen versammelten Baker und Boyer Demo-Reden, Flugblätter und literarische Miniaturen. Selbst parlamentarische Anfragen und Anfragebeantwortungen sind dokumentiert. In einer davon weist etwa der damalige Nationalratspräsident Heinz Fischer, den von FPÖ und ÖVP erhobenen Vorwurf, Parlamentsmitarbeiter_innen arbeiteten den Demonstrant_innen zu, zurück. Zudem finden sich darin – wiederkehrend – die Demosprüche der Zeit nach Monaten geordnet sowie ein umfangreicher Anhang samt Chronologie, statistischem Zahlenmaterial und einem Überblick über die gängigsten Seiten des dazumal noch jungen «Netz-Widerstands».

Bloß die tabellarische Anführung der verbleibenden Donnerstagsdemotermine vom Erscheinen des Buches bis zur planmäßig stattfindenden nächsten Nationalratswahl im September 2003 sollte sich retrospektiv als zu optimistisch erweisen. Tatsächlich hielt Schwarz-Blau I nicht bis zum Ende der Legislaturperiode, gewählt wurde schon im November 2002 – mit einer Neuauflage von Schwarz-Blau im Resultat. Die Donnerstagsdemo, an der sich nach einem Jahr schon nur noch wenige hundert Menschen beteiligten, war da schon Geschichte.

sts

Frederick Baker, Elisabeth Boyer (Hg.):
Wiener Wandertage
Eine Dokumentation
Wieser Verlag 2002, 528 Seiten, 25,90 Euro

VOLLE KONZENTRATION

Fehlende Mittel

Seit 1995 betreut Hemayat, das Zentrum für Folter- und Kriegsüberlebende um traumatisierte Geflüchtete. Heute kümmern sich insgesamt 49 Therapeut_innen und 32 speziell geschulte Dolmetscher_innen um Menschen, die durch Krieg, Flucht, Folter und Zerstörung schwere psychische Verletzungen erlitten haben – kostenlos und auch dann, wenn der oder die Klient_in nicht krankenversichert ist. Obwohl Hemayat auch im Jahr 2018 seine Kapazitäten erweitern konnte, stehen mittlerweile mehr als 600 Erwachsene, Kinder und Jugendliche mit dringendem Betreuungsbedarf auf der Warteliste, weil die finanziellen Mittel fehlen.

www.hemayat.org

In der Zielgeraden

Sind die Weihnachtsferien erst vorüber, biegt auch das universitäre Wintersemester in die Zielgerade ein. Und damit auch zwei außerordentlich interessante Reihen an der Uni Wien. Im Zuge von *Wien 1918–38* trägt am 7. Jänner Irene Filip zum Engagement der Interbrigaden im Spanischen Bürgerkrieg vor (1., Universitätsring 1, Hauptgebäude, HS 50). Drei Tage darauf liest Shirin Rai im Rahmen der Ringvorlesung *Analysen des globalen Kapitalismus im Anschluss an Karl Marx* im Neuen Institutsgebäude (1., Universitätsstraße 7, HS NIG III). Beginn beider Veranstaltungen ist jeweils um 15 Uhr.

www.oeh.univie.ac.at
www.politikwissenschaft.univie.ac.at

Kostenloser Deutschkurs

Ab Jänner bietet das Begegnungszentrum Volx*Club Ottakring (16., Familienplatz 6) einen kostenlosen Alphabetisierungs- und Deutschkurs an. Der Basiskurs mit dem Schwerpunkt «Schreiben und Lesen für Anfängerinnen» wird von erfahrenen Trainerinnen mit ÖIF-Zertifikat geleitet. Die erste Einheit beginnt am 10. Jänner um 12 Uhr. Auch danach ist ein Einstieg jederzeit möglich. Nur für Frauen!

www.volx-club.at

DANNEBERGPREDIGT

Ihr Kinderlein kommet …

Dieses Weihnachtslied, in meiner Jugend noch spaßhalber als «Verlobungslied» bezeichnet, könnte heute als Fluchthelferlied verunglimpft werden. Die Aufforderung «Ihr Kinderlein kommet» gilt nicht für alle Kinder. Nicht willkommen sind jene, die über das Meer das gelobte Euro-Land erreicht haben. Im aktuellen Jahresbericht von Amnesty International wird nicht mit Kritik an der Bundesregierung gespart, speziell wenn es um die Rechte von Kindern und Jugendlichen geht. Vor allem die Neuregelung der Mindestsicherung treffe jene, die besonders schützenswert seien, die Kinder nämlich. Familien mit mehreren Kindern seien nicht erwünscht, so die Schlussfolgerung von Amnesty, denn sie geraten mit der Neuregelung besonders oft unter die Armutsgrenze.

Fett schwimmt oben, die Reichen werden reicher gemacht

Frau kann es drehen und wenden, wie Mann will: Fett schwimmt oben, die Reichen werden von der Bundesregierung reicher gemacht. Sie lobt nach einem Jahr des Regierens ihre Wundertaten wie etwa den Familienbonus, den sie als größte sozialpolitische Errungenschaft bezeichnet. Die Frauen von Femme Fiscale, einer Initiative, die sich für geschlechtergerechte Steuer- und Budgetpolitik einsetzt, verweisen auf die Schieflage. Was Türkis-Blau als «Familienbonus» verkauft hat, «ist in Wirklichkeit ein Papabonus», meinten sie bei ihrer Aktion kurz vor Weihnachten auf dem Christkindlmarkt am Wiener Karlsplatz. «Denn nur wer ausreichend verdient, bekommt das ganze Geld: bei zwei Kindern voll erst ab 2.220 Euro. Insgesamt kostet uns dieses Steuergeschenk 1.500 Millionen Euro. Geld, das dann anderswo fehlt.» Was ist daran so ungerecht, fragt Femme Fiscale? «Frauen haben die Arbeit. Männer bekommen das Geld! Von diesen 1.500 Millionen Euro erhalten Männer 1.140 Millionen, Frauen hingegen nur 360 Millionen Euro. Drei von vier Steuereuros gehen also an Männer! Und 700.000 Kinder profitieren vom Papabonus gar nicht oder nur eingeschränkt.»

Sind nur mehr Kinder für die Eliten willkommen, fragt Amnesty. Ihr Kinderlein kommet – als vor Jahren das Foto von dem ertrunkenen Flüchtlingsbaby in den Medien abgebildet wurde, war das Entsetzen groß. Haben wir uns heute daran gewöhnt, dass Kinderrechte teilbar sind?

Bärbel Danneberg

BARRIERE~~FREI~~

Foto: Irmgard Derschmidt

Behinderte Menschen nicht erwünscht

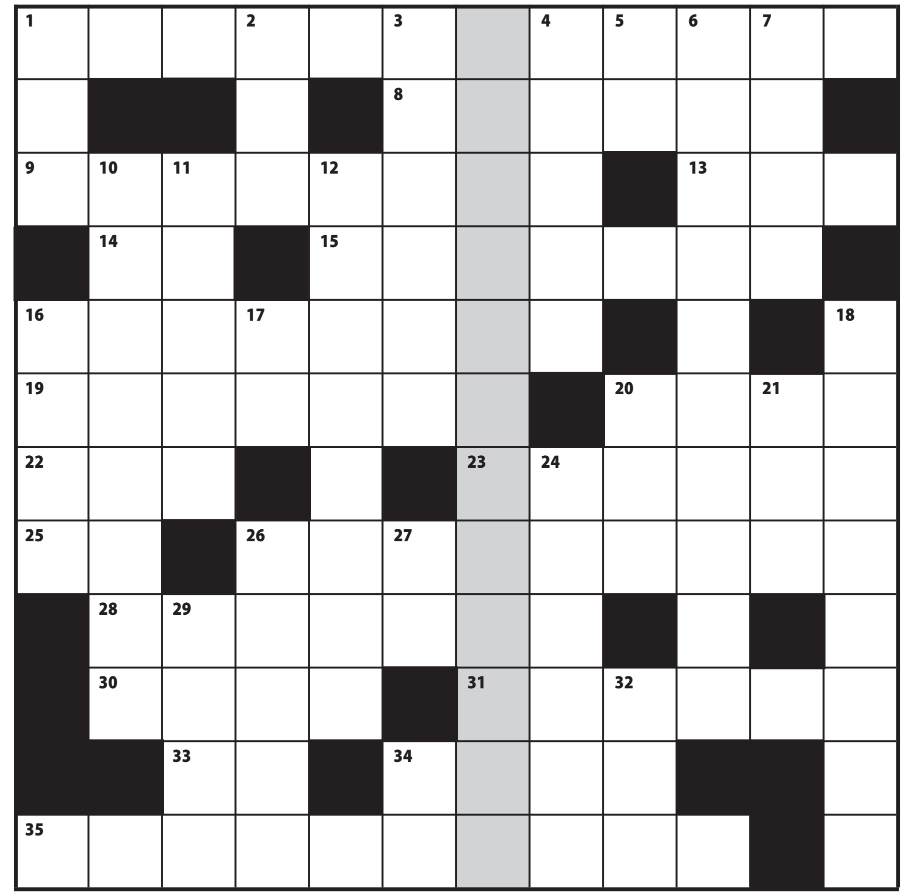
Für behinderte Menschen ist das Kunsthistorische Museum (KHM) eine einzige Zumutung. Das war vor dreißig Jahren so, es war vor zehn Jahren so, als Österreich die Europäische Behindertenrechtskonvention unterzeichnete, und es wird, bedenkt man die abweisende, unfreundliche und diskriminierende Art mancher Museumsangestellten, besonders aber an der Kasse und der Information, auch in hundert Jahren so sein.

Zu den Fakten: Man kann als behinderter Mensch das Museum nur von einem Nebeneingang betreten. Dort wartet ein Schranken, ein Mitarbeiter wird gerufen, das dauert. Sobald der Mitarbeiter da ist, lotst er einen über einen offenen Innenhof mit unerträglich holprigem Pflaster – Menschen mit Krücken oder Rollatoren hätten hier keine Chance. Wenn es regnet, schneit oder hagelt, ist man den Naturgewalten schutzlos ausgesetzt. Dann geht es in einen dunklen Kohlengang, in dem eine Stufe wartet, die durch eine improvisierte Rampe nur unzulänglich erschlossen ist. Benutzer_innen eines Elektrorollstuhls kommen hier an eine Grenze. Schließlich steht man vor einer Lifttür und wartet lange. Sehr lange. Der Mitarbeiter tröstet mit der Mitteilung, dass es manchmal eine halbe Stunde dauert, bis der Lift kommt, er sei permanent überlastet. Diese Zeit nutzt der an einem Sprechdurchfall leidende Mitarbeiter, einem die Ohren vollzuplappern, man kann sich, da man ja auf den Lift wartet, der Zudringlichkeit nicht erwehren. In der Kabine ist wenig Platz, aber man kommt endlich in den Kassenraum. In den Museumsshop kann man nicht vordringen, dort gibt es Stufen ohne eine Hebeplattform. Dann darf man sich als Rollstuhlfahrer in einer langen Schlange anstellen. Zum Vergleich: In den großen Museen der Welt in London, den USA und den meisten anderen Ländern, ist es seit Jahrzehnten gute Übung, dass behinderte Menschen, die ja oft zusätzliche Hilfe brauchen, automatisch an den Warteschlangen zu einem eigenen Schalter vorgebeten werden und ihre Karten erhalten. Schließlich wird man von einem Mitarbeiter oder einer Mitabeiterin zu einem Lift geführt und das wieder an der Warteschlange vorbei. (Whitney Museum und Guggenheim Museum/New York, Louvre/Paris, British Museum/London, Pergamonmuseum/Berlin u. v. m.)

Nicht so im Kunsthistorischem Museum. Ist man nach zwanzig Minuten Wartezeit endlich an der Reihe, eröffnet einem die unfreundliche Kassendame in einem herablassenden Ton, dass man in zwei Stunden ein «Zeitfenster» erhalte, dann könne man für zwanzig Minuten die Brueghel-Ausstellung besuchen. Man müsse aber damit rechnen, dass der Lift überlastet sei und dementsprechend wenig Zeit übrigbleibe. Nachdem man bisher fast eine Stunde zugebracht hat, um zur Kasse vorzudringen, ist das eine niederschmetternde Nachricht, dessen Botschaft lautet: Behinderte Menschen sind im Kunsthistorischen Museum unerwünscht. Höfliche und freundliche Umgangsformen des Personals ebenso. Dahinter steckt nicht die in Wien verbreitete uneigennützige Gemeinheit, dahinter steckt System. Die Leitung des Museums sollte sich der Öffentlichkeit stellen. Ferner, so die harsche Dame an der Kasse, gebe es für behinderte Menschen auch keine Ermäßigung, auch die Begleiterin müsse den teuren Vollpreis bezahlen. Subtext: Was müssen behinderte Menschen den «Gesunden» auch die Plätze verstellen, sie sollen besser in ihren Heimen oder zuhause bleiben und *Licht ins Dunkel* schauen.

(Geschehen im Herbst 2018)

Erwin Riess, Schriftsteller und Aktivist der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung behinderter Menschen



WAAGRECHT: 1. jemanden bestechen und sich Vorteile erkaufen 8. nimmt frau zwecks Hautpflege in der Badewanne liegend – herrlich! 9. kurze Inhaltsangabe der Diplomarbeit 13. a … in the ointment ist das berühmte Haar in der Suppe 14. zu kurz ist die Englischarbeit 15. schafft man, um einen Missstand abzuschaffen 16. kurzfristig ist der Totalausfall im Kopf – keine Ahnung! 19. ziemlich altes Wort fürs Häusl 20. kommt aus dem Griechischen: gegen 22. dorthin geht auch der Kaiser alleine, hieß es früher 23. velozipedieren heißt es auch 25. die Dulzinea – die Mätresse – endet so 26. sozusagen ganz besessen von einer Idee 28. das alte Klumpert kann frau nur mehr auf den Flohmarkt bringen oder gleich wegschmeißen 30. gibt frau ihn an, ist sie dominant, gerät man aus ihm, ist man durcheinander 31. sehr österreichisch, für eine Tasse (Kaffee) 33. hat der Chefarzt auf seinem weißen Kittel stehen 34. zweiter Name von Karenina, die mit Alexej eine Affäre hat 35. als Menschenfreund fördert er Unterstützungsbedürftige

SENKRECHT: 1. Krankenfürsorgeanstalt, nur kurz 2. er kommt mit der Zeit, ist er gut, ist er teuer 3. in Berlin Mitte liegt das traditionelle Arbeiter_innenwohnviertel 4. Tier ist mit Wiesel und Nerz verwandt 5. Elektroboot, abg. 6. schlau ausgeklügelt ist die Art und Weise, mit der frau die Situation zu ihrem Vorteil nutzt 7. und sie ist eine sehr hochherzige Frau 10. zusätzliches Blatt liegt dem Formular bei 11. besonders gefährlicher artistischer Sprung 12. etwas sehr selten Vorkommendes 16. diese Nachricht ist nur vorgetäuscht 17. Mann trägt – nur kurz – den akademischen Grad 18. eine Meinung suchen und auch jemanden erreichen 20. wenn der Papa den Adrian oder auch den Adolf ruft 21. The Learnig Channel ist ein US-Fernsehsender, nur anfänglich 24. stark: architektonische männliche Figur trägt weitere Bauglieder 26. medizinisch betrachtet gehört es zum Herd 27. steht auf Autos aus Neusiedl am See 29. deutscher Koch moderierte lange eine gleichnamige Kochsendung auf RTL 32. beginnende Fäulnis – weg damit! 34. mitten im Saal (beginnt das Brautpaar Walzer zu tanzen)

Lösung für Heft 471: SAEUGETIER
Gewonnen hat Reinhard Vana, 4814 Reindlmühl

W: 1 PREISELBEERE 10 RATHAUS 11 VAN 12 AT 13 REGALWAND 16 REUE 17 AA 18 LORGNETTE 21 DAY 22 EIERTANZ 24 RATTE 25 AEG 26 AVL 27 IVNLET 29 RESSENTIMENT 31 AR 32 SAE 33 TE 34 OBST 38 TE 39 RR 40 WINTERGARTEN

S: 1 PRAG 2 RAT 3 ET 4 IHRER 5 EUGENIE 6 LSA 7 EVA 8 RANK 9 END 14 LA TRAVIATA 15 WATTENMEER 16 ROYALS 18 LARVE 19 EE 20 EAGLE 23 ZITTERN 26 ARROW 27 ITS 28 ENTRE 30 SATT 35 BI 36 SN 37 DR

Einsendungen (müssen bis 20. 1. 19 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, 5., Reinprechtsdorfer Straße 31, oder verein@augustin.or.at
Um Preise versenden zu können, benötigen wir Ihren vollständigen Namen und Ihre Anschrift.

INDANAKIRES ASTROSHOW

Widder
21. 3.–20. 4.
Das Jahr liegt in den letzten Zügen. Zeit für dich, Bilanz zu ziehen. Was hat dieses Jahr gebracht, was ist es dir schuldig geblieben, und was hat es dir genommen? Sei in deiner Beurteilung aber nicht all zu streng, denn Jahre kann man weder auf Schadenersatz noch auf Unterlassung klagen. Kurz, da ist ohnehin nix zu holen. Zeig lieber große Bereitschaft, dich in Unvermeidliches zu fügen.

Stier
21. 4.–20. 5.
Manche Wissenschafter_innen behaupten, dass die Winterdepression einen evolutionären Zweck erfüllte. Sie ermöglichte es den Menschen, in krisenhaften Zeiten durch geringere Aktivitäten den Kalorienverbrauch auf ein Minimum zu beschränken und so zu überleben. Dir gefällt der Gedanke. Depression als Überlebensstrategie. Da macht das Einigeln im trauten Heim gleich noch mehr Spaß.

Zwilling
21.5.–21. 6.
Über ein Jahr #MeToo liegt hinter uns, und du hast immer noch keine klare Haltung dazu. Einerseits gehören Missstände und Gemeinheiten mit aller Vehemenz bekämpft. Andererseits werden Grundlagen der Rechtsstaatlichkeit ausgehebelt, denn alleine Behauptungen genügen, um Menschen massiv zu beschädigen. Es ist diese Ambivalenz, die du auch weiterhin aushalten muss.

Krebs
22. 6.–22. 7.
Das Jahr liegt in den letzten Zügen, und bald wird es den letzten Rest seines Lebensgeistes aushauchen. Höchste Zeit für dich, dich ums neue Jahr zu kümmern. Nicht nur Neujahrsvorsätze gilt es zu fassen, sondern ein Masterplan muss her! Denn sonst wird das nie etwas mit der Selbstoptimierung, und du gerätst im neoliberalen Kampf «aller gegen alle» ins Hintertreffen.

Löwe
23. 7.–23. 8.
Der Winter hat das Land fest im Griff. Das ist auch gut so. Kann ja, angesichts des bevorstehenden Klimawandels, niemand sagen, wie lange es ihn noch geben wird. Für dich heißt es daher gut aufpassen, damit du kommenden Generationen einmal schildern kannst, wie es damals gewesen ist. Andererseits interessiert das dann vielleicht keine Sau, weil sie in 30 Jahren andere Probleme haben werden.

Jungfrau
24. 8.–23. 9.
Der Jahreswechsel animiert dich zur Reflexion. Sind die Dinge, die du in deinem Leben beeinflussen kannst, noch so geordnet, wie du das gerne hättest, oder besteht da und dort Änderungsbedarf. Solltest du einen solchen Gedanken entdecken, so lass es mit den Veränderungen langsam angehen. Das Leben ist keine Rennbahn. Lass dir Zeit und vermeide unnötige Verletzungen.

Waage
24. 9.–23. 10.
Kürzlich hat die gegenwärtige Regierung ihre papierene Hochzeit zelebriert. Was dich bedenklich stimmt, ist die Tatsache, dass Kurz und Strache derzeit in etwa die gleichen Umfrageergebnisse vorzuweisen haben wie vor der Wahl. Viele sind tatsächlich zufrieden mit der Performance dieser Regierung. Für dich eine schwere Prüfung: Es ist verdammt hart, Demokrat_in zu bleiben.

Skorpion
24. 10.–22. 11.
2018 wird wohl auch als ein Jahr in die Geschichte eingehen, in dem «Hass im Netz» auch bei uns als schwerwiegendes Problem erkannt wurde. Du findest interessant, dass der leichtere Zugang zu Massenkommunikationsmitteln derart aus dem Ruder laufen kann, dass es zu Verletzungen führt. Denn meistens geht es sehr zivilisiert und freundlich zu. Heißt ja nicht umsonst InterNETT.

Schütze
23. 11.–21. 12.
Zu deinem Entsetzen macht die gegenwärtige Regierung wirklich, was die Koalitionspartner im Wahlkampf versprochen haben. Jetzt kommt es auf jene an, die für sich in Anspruch nehmen, die Belange der Zivilgesellschaft zu vertreten. Halten diese auch, was sie versprechen, oder ist das nur eine Beschäftigungsmaßnahme für Berufsnörgler_innen. Du bist gespannt.

Steinbock
22. 12.–20. 1.
Bereits 2010 hat der Innsbrucker Historiker Horst Schreiber sein Buch *Im Namen der Ordnung* vorgelegt, in dem er sich mit den Missständen, die bis zur Folter reichten, in Tiroler Kinderheimen beschäftigte. Du hast auch keine Patentlösung zur Kindesunterbringung parat, aber klar ist wohl, dass man abgeschlossenen Systemen wie Ordensgemeinschaften keine Kinder überlassen darf.

Wassermann
21. 1.–19. 2.
Das vergangene Gedenkjahr hat deiner Beobachtung nach einiges an historischer Aufklärung gebracht. Dass mehr Geschichtswissen auch zu einer kompetenteren Gegenwartsbewältigung beiträgt, wird zwar gerne behauptet, bewiesen ist es allerdings nicht. Sind es doch oftmals traditionsbewusste Kreise, die immer wieder für Blödheiten sorgen. Du bleibst aufmerksam.

Fische
20. 2.–20. 3.
Immer wieder einmal überfällt dich der Gedanke, ob du nicht deinen Job wechseln solltest. Eigentlich ist alles getan, und es ist wenig Neues zu erwarten. Andererseits ist auch alles so weit eingespielt, dass es unsinnig wäre, die erreichte Position hinzuschmeißen. Nimm dir ein Jahr Zeit, um deine Beweggründe genau abzuklopfen und den etwaigen Ausstieg vorzubereiten.

Weder Armenausspeisung noch Sozialprojekt:
die Privatinitiative *Frühstück im Park*

Eine morgendliche Stärkung

Obdachlose und Anrainer_innen des Esterházyparks treffen sich seit diesem Herbst einmal in der Woche auf ein gemeinsames Open-Air-Frühstück. **Christof Mackinger** (Text) und **Lisbeth Kovačič** (Fotos) warfen sich auch in die Kälte.

Die Ästchen der blattlosen Sträucher sind mit Reif überzogen, matt weiß. Bei einer der Sitzecken im Park warten zwei Frauen und ein Mann. Auf den niedrigen Mauern in der Nähe hängen bunte Stoffdecken zum Auslüften. Zwei von ihnen dampfen leicht in der Morgenkälte. Es kann nur wenige Minuten her sein, dass sie noch jemanden der Anwesenden gewärmt haben. Sobald zwei junge Frauen mit Transportrodel, Taschen und Kisten den Park betreten, setzen sich die drei Wartenden in Bewegung und helfen ihnen beim Tragen. Bei den Bänken angekommen, beginnen sie gemeinsam die Kisten und Taschen auszuräumen.

Jeden Mittwoch, ab halb acht Uhr morgens, frühstücken Wohnungslose und Anwohner_innen gemeinsam in Mariahilf, im Esterházypark, neben dem Flakturm. «Ich glaube, es ist jedem ein Bedürfnis, nach dem Aufstehen am Morgen, einen heißen Kaffee oder ein warmes Frühstück zu bekommen.» Fiona wohnt in Mariahilf und wollte die offensichtliche Armut mancher in ihrer Nachbarschaft nicht weiter ignorieren. Beim Spazierengehen mit ihren Hunden sah sie immer wieder Menschen, die wohl im Park genächtigt hatten. «Ich fragte manchmal diese Leute, ob ich sie auf einen Kaffee einladen darf.»

Doch das sei noch ausbaufähig gewesen, erzählt die Künstlerin. Am Morgen unseres Lokalaugenscheins findet das Frühstück im Park bereits zum sechsten Mal statt, organisiert von einer kleinen Gruppe von Leuten aus der Umgebung.

Ordentliches Frühstück. Während sich die ersten zwei Gäste aus einer Thermoskanne heißen Tee in Tassen schenken, bedeckt Maylin und eine weitere Helferin die über Nacht vereisten Sitzbänke mit Decken, um darauf das Sitzen zu ermöglich. Maylin ist heute zum zweiten Mal hier und meint: «Solange ich meine Ausbildung mache, kann ich mithelfen.» Gleich wird sie zwei Kisten mit verpackten Nusskipferln und Mohnstrudeln umschlichten. Eine ältere Frau packt derweilen einen Gaskocher aus und montiert daran eine Gaskartusche. Andere räumen gespendete Joghurts und Obst aus den mitgebrachten Kisten. Es wird mit allem aufgewartet, was zu einem ordentlichen Frühstück gehört.

Zwei Männer nähern sich zögerlich den reich gedeckten Tischen. Beide sind warm angezogen, mit Hauben und Kapuzen, frieren tun sie aber trotzdem. In gebrochenem Deutsch fragt einer der beiden, ob auch sie einen Kaffee haben dürften. Sie dürfen natürlich.

Mit vorweihnachtlicher Mildtätigkeit will man hier nichts zu tun haben, auch «keine weitere Armenausspeisung sein», so Fiona, die die Initiative gestartet hat, vielmehr sei ihr der persönliche Kontakt am wichtigsten. Während sie erzählt, versucht sich daneben eine ältere Frau mit Händereiben und Fussstampfen aufzuwärmen. «Mein Schlafsack ist nicht sehr gut, aber ich habe viele Decken.» Violetta ist eine der regelmäßigen Besucher_innen beim Frühstück. Seit 20 Jahren lebt sie auf der Straße. Ihr Nachtquartier befindet sich unweit vom Park. Seitdem es das Frühstück gibt, kommt sie mittwochs immer und nimmt sich auch vom nicht Verspeisten etwas mit.

Aus der Entfernung kündigt sich ein neuer Gast an: «Was – hier gibt's wirklich ein Spiegelei?» Der junge, langhaarige Mann kann es kaum glauben, doch der Gaskocher nimmt schön langsam Fahrt auf und die erste Portion wird bald aufgeteilt. Marquis, wie er sich vorstellt, mag nicht nur ein warmes Frühstück, er plaudert auch gerne, wie über Angebote für Arme in Wien: «Besonders zu Weihnachten entdecken viele, sonst weniger karitative Organisationen, ihre soziale Ader.»

Noch kein richtiger Winter. Trotz der mittlerweile lebhaften Stimmung wird es im Park noch immer nicht so richtig gemütlich. Bei Temperaturen wenig über dem Nullgrad kaum verwunderlich. Erst gegen halb zehn, wenn die ersten Sonnenstrahlen zwischen den Bäumen, am Flakturm vorbei, den Frühstücksplatz erreichen, erwärmt sich die Luft langsam. Dann sind schon manche der Frühstücksgäste weitergezogen. Andere aber bleiben länger und erzählen von ihrer Situation und ihren Wünschen. Johann etwa. Er will, wenn er wieder ein geregelteres Leben hat, Aufklapphäuser für Obdachlose konzipieren. Die könnte man tagsüber verstauen und Abends aufklappen, um sich darin zurückzuziehen. Bis das aber so weit ist, nächtigt der charmante Mann mit bayrischem Akzent in einem provisorischen Zelt am Stadtrand. Mit seinem Schlafsack und warmer Kleidung geht das auch bei den aktuellen Temperaturen noch relativ gut. «Das ist noch nichts im Vergleich zum letzten Winter!»

Unterhaltungen dieser Art machen das Frühstück im Park so besonders. Es ist ein sehr persönliches Zusammentreffen von Menschen aus dem Grätzel und darüber hinaus – egal ob mit oder ohne Wohnung. «Das hier ist kein Sozialprojekt», betont die Initiatorin, während sie weiter am Gaskocher hantiert. «Ich sehe das gemeinsame Frühstücken vielmehr als ein Teilen, das organisiert werden muss.» Und auch auf die Qualität wird geschaut: «Bei uns gibt es stärkendes Essen, weil die Leute das brauchen, um durch den Tag zu kommen», erklärt Fiona.

Und was wünscht sich eine Frühstück-Initiatorin, die explizit «nicht alles dem Staat oder Institutionen überlassen möchte»? Sie wünsche sich mehrere *Frühstücke im Park* an unterschiedlichen Orten in Wien. Bedarf gibt es mit Sicherheit. ■

Immer mittwochs ab 7.30 Uhr treffen sich Obdachlose und Anrainer_innen des Esterházyparks zu einem stärkenden Frühstück. Eine Nachahmung in anderen Parks wird wärmstens empfohlen

Gschäftl-Report (8. Folge)

Ein Leben für das kleine Glück

Das Lollipopbonbon in der Burggasse ist ein Eldorado für Nostalgiker_innen. Den Heißhunger auf Süßes kann man hier sogar an Sonn- und Feiertagen stillen. Von **Arthur Fürnhammer** (Text) und **Mario Lang** (Fotos)

Am Anfang war die Freude. Er wollte Kindern eine Freude machen. Und das macht Herr Khlousy auch heute noch. Wenn auch nicht mehr ganz so oft wie vor 30 Jahren. Geplant war das alles aber sowieso nicht. Denn um ein Zuckerlgeschäft zu führen, braucht es kein Wirtschaftsstudium. Genau das aber hat Herr Khlousy in Kairo abgeschlossen. Nach seinem BWL-Studium hat der gebürtige Ägypter in Beirut auch noch Politikwissenschaften studiert. Dann kam der Wunsch, wie so oft bei jungen Leuten, die Welt zu sehen. Österreich klang gut. Österreich klang nach Natur, Sauberkeit und Frieden. Und so landete ein junger Ägypter im Jahr 1972 in Österreichs Hauptstadt. Herr Khlousy begann auch in Wien ein Wirtschaftsstudium. Um daneben von etwas leben zu können, kellnerte er, machte dies und das und wandte sein erlerntes Wissen in der Firma des früheren Finanzministers Androsch an. Doch das Studium wurde immer mehr zur Nebensache. Als er Familienvater wurde und nicht nur für sich selbst sorgen musste, hängte er das Studium komplett an den Nagel. In Hinkunft wollte Herr Khlousy nicht mehr von Arbeitgeber_innen und ihren Kurzzeitverträgen abhängig sein und machte sich selbstständig. Er suchte nach einem leer stehenden Geschäftslokal und fand eines, ein ehemaliges Teppichgeschäft, in der Burggasse 57.

Niemand braucht sie. Herr Khlousy erinnert sich, dass es damals noch drei Bäckereien und zwei Konditoreien alleine in der Burggasse gegeben hat. Diese sind heute genauso verschwunden wie die fünf Zuckerlgeschäfte, die noch in den 1970er-Jahren das Grätzel rund um den Spittelberg mit Süßem versorgt haben. Die Hochblüte, die goldene Ära der Zuckergeschäfte waren die Jahrzehnte nach dem Krieg. Damals bekam man Süßigkeiten, von Greißlereien abgesehen, wirklich nur in Spezial-Geschäften. Als Herr Khlousy 1984 seinen Lollipopbonbon-Laden eröffnete, waren die Zeiten zwar schon nicht mehr so golden. Aber gut genug, um im Süßwarengeschäft eine Zukunft zu sehen. Einen speziellen Bezug zur Branche hatte er nicht. Sein hauptsächlicher Antrieb war es, wie er betont, Kindern eine Freude zu bereiten. Und tatsächlich sind Süßigkeiten im Grunde genommen zu nichts anderem da. Es sind keine Grundnahrungsmittel. Niemand braucht sie wirklich. Gäbe es sie nicht, würde kein Mensch verhungern. Man kauft sie, um sich selbst oder andere damit zu beglücken.

Und das tat man in den 1980er-Jahren noch mehr als heute. Natürlich war von problembehafteten Inhaltsstoffen wie Palmöl zu dieser Zeit noch keine Rede. Andererseits wusste man auch damals schon, dass Süßes, vor allem in rauen Mengen konsumiert, der Gesundheit

wenig zuträglich ist. Die Gewissenskeule schlug damals aber weniger hart zu als heute. Die Lust am Naschen, an der täglichen kleinen Sünde, war noch nicht vom Ideal einer gesundheitsoptimierten Leistungsgesellschaft vergällt. Dabei kommt es doch, wie Herr Khlousy nicht müde wird zu betonen, immer nur auf die Dosis an. Manche Süßigkeiten, beteuert er, hätten gar eine gesundheitsfördernde Wirkung. Gummibären etwa hätten Inhaltsstoffe, die fürs Knochenwachstum und generell für die Entwicklung von Kindern gut wären. Das wüsste nur leider niemand.

Kiloweise Bonboniere. Dass Herr Khlousys Umsatz im Jahr 2018 nicht mehr der Gleiche ist wie vor 30 Jahren, liegt also zum einen am Wandel der Gesellschaft. Kinder dürfen heute einfach weniger als früher. Aber auch die Konkurrenz ist heute eine andere als vor 30 Jahren. Wer muss heutzutage schon in ein Zuckerlgeschäft gehen, wenn er seinen Gusto auf Süßes nicht nur im Supermarkt, sondern auch schon in jeder Trafik befriedigen kann? Und auch die Kundschaft ist nicht mehr die gleiche. Ein Kundensegment, die ältere Generation, ist total weggebrochen. Und da kommt wenig nach. Neubau ist bekannterweise ein eher junger Bezirk. In seinen Anfangsjahren hatte Herr Khlousy älteren Herrschaften, die bei ihm kiloweise Bonboniere eingekauft hätten. Und oft hätte er diesen auch geholfen, die Einkäufe bis vor die Haustüre zu tragen. Das ist vorbei. Ein paar altgediente Stammkund_innen hat der Ladenbesitzer aber noch. Etwa jenen 93-Jährigen, der es sich nicht nehmen lässt, obwohl schon längst auf einen Rollator angewiesen, regelmäßig im Lollipopbonbon vorbeizuschauen.

Konfliktscheue Eltern. Während des Reportagetermins mit dem AUGUSTIN herrscht durchaus reger Kundenverkehr. Viele kennen das Geschäft noch aus ihrer Kindheit. Wie etwa jene Kundin, die sich noch schnell ihre zwei Trüffelkugeln besorgt, bevor sie die Kinder von der Schule abholt. Als Kind schon Stammkunde, kommt sie nun auch mit ihren eigenen Kindern gelegentlich vorbei. Da sie dem Nachwuchs aber gerade in dieser Hinsicht kein Vorbild sein will, hat sie heute die Trüffelkugeln zuerst abgeholt und dann die Kinder. Zum gleichen Thema weiß Herr Khlousy zu berichten, dass manche Eltern extra auf die andere Straßenseite wechseln, um nur ja keine Konflikte mit dem Nachwuchs heraufzubeschwören.

Neben der Stammkundschaft lebt das Geschäft auch von seiner Laufkundschaft. Die Lage mitten im siebten Bezirk ist ja nicht die schlechteste. Immer wieder kommt es vor, dass sich Gäste vom direkt nebenan liegenden *Espresso* ins Zuckerlgeschäft verirren. So auch heute. Die zwei Studentinnen, beide Erstkundinnen, kaufen Krachmanderl, Cola-Flascherl und andere offene Ware, die in Sackerl abgefüllt und nach Gewicht verkauft wird. An Kundschaft schaut außerdem vorbei: eine Oma, die ihrer Enkeltochter auf Wunsch ein Brausesackerl kauft. Und eine Mutter mit ihrem Sohn, dessen Aufmerksamkeit zuerst auf die in großen Schachteln am Boden liegenden, rosa und grün gefärbten Gummiwürste («Lianen») gelenkt wird, der sich nach spontaner Reaktion der Mutter – «echt, aber nicht im Ernst!» – dann doch für eine kleinere, aber um nichts weniger poppig-bunte Gummischlangenvariante entscheidet.

Workaholic im Zuckerlgeschäft. Überhaupt ist ein Besuch im Lollipopbonbon ein wenig wie eine Zeitreise, eine Reise in die eigene Kindheit. Man entdeckt Waren, die es vor 40 Jahren schon gegeben hat und die auch damals nur im Zuckerlgeschäft erhältlich waren. Schaumgebäck zum Beispiel, diese kleinen in zartem Rosa gehaltenen Semmerl, Kipferl und Striezerl, die nach Gewicht verkauft werden.

Dass man sich bei Betreten des kleinen Geschäfts in der Burggasse mit der übervollen, bunten Auslage in die 80er-Jahre zurückversetzt fühlt, hat aber noch einen anderen handfesten Grund. Seit Herr Khlousy 1984 das Geschäft mit eigenen Händen eingerichtet und die Wände weiß-rosa gestrichen hat, wurde kaum etwas verändert. Nostalgiker_innen wird hier daher das Herz aufgehen. Wer ist trendiger, moderner und aufgeräumter mag, der wird einer der vielen, in den letzten Jahren aus dem Boden geschossenen Lifestyle-Schokolade-Boutiquen bevorzugen. Dort kostet die peruanische Ingwer-Schokolade dann halt auch, was sie kostet, dafür aber nascht man am Puls der Zeit. Gleich geblieben sind seit dem ersten Tag nicht nur Ambiente und Interieur, sondern auch die Öffnungszeiten. Und die haben es in sich. Seit 34 Jahren steht Herr Khlousy an jedem Tag der Woche, Sonn- und Feiertage inklusive, in seinem Geschäft. Aufgesperrt wird spätestens um 8 Uhr, zugesperrt um 20 Uhr. Wieso, das weiß er selbst nicht so genau. Vielleicht einfach deshalb, weil es von Anfang an möglich war. Denn für Zuckerlgeschäfte galten die gleichen gesetzlichen Sonderbestimmungen wie für Blumenläden. Vermutlich, um bei Einladungen am Wochenende kurz entschlossen nicht nur Blumen, sondern auch Bonboniere besorgen zu können. Recht familientauglich sind solche Geschäftszeiten natürlich nicht. Aber man hat sich arrangiert. Seine Kinder hätten ihn zumindest immer nach der Schule besucht, mein Herr Khlousy.

Wer seit über 30 Jahren 80 Stunden pro Woche arbeitet, hätte sich etwas Freizeit, eine Auszeit oder gar eine Pension verdient. Doch der Geschäftsmann zweifelt, ob das überhaupt gut für ihn wäre. Er vergleicht sich selbst mit einem Motor, der alleine dadurch, dass er ständig läuft, in Schuss bleibt. Und bei dem man nicht weiß, ob er wieder in Schwung kommt, sollte man ihn jemals abstellen. Obwohl schon Mitte 60 wird Herr Khlousy also noch länger Süßigkeiten verkaufen und Kindern eine Freude machen. Bis es nicht mehr geht. Und die Lust weg ist. Aber noch ist sie da, die Lust. ■

Herr Khlousy (Foto S. 20), Absolvent eines Wirtschaftsstudiums, steht an jedem Tag der Woche, Sonn- und Feiertage inklusive, in seinem Zuckerlgeschäft in der Burggasse. Vor einer Nachahmung muss dringend gewarnt werden!

Wien: Hauptstadt mit den meisten Badeanstalten

Zigarettenpause im Bad

Wovon viele Geschäftsleute oft träumen, ist bei den Wiener Bädern längst Wirklichkeit: täglich geöffnet. Doch einmal im Jahr steht die obligatorische Generalreinigung an. Für die Badebediensteten bedeuten die Schließtage auch immer so etwas wie Ferien, wie sich **Wenzel Müller** (Text und Fotos) vor Ort überzeugen konnte.

Bekommen wir Besuch, freuen wir uns natürlich. Doch dann, wenn er sich nach spätestens drei Tagen wieder verabschiedet, sind wir auch froh. Ganz ähnlich geht es den Badebediensteten. Natürlich lieben sie ihre Badegäste, doch wenn die einmal für längere Zeit ausbleiben, freuen sie sich auch. Und dies ist bei den Wiener Bädern jedes Jahr für drei, vier Wochen der Fall, dann, wenn die Revision, die obligatorische Generalreinigung, ansteht.

Bad geschlossen. So steht es außen am Eingang des Jörgerbads in Wien-Hernals. Wir haben uns angemeldet und dürfen hinein.

Was für ein seltener Anblick! Wo sich an guten Besuchstagen bis zu 1000 Badegäste tummeln, ist es nun ganz ruhig. Alles Wasser ist aus dem Becken gelassen, immerhin 400 Kubikmeter, das Abpumpen hat mehrere Tage gedauert. Niemand plantscht, niemand zieht seine Bahnen. Daher auch keine Zwistigkeiten zwischen Sportler_innen und Genussschwimmer_innen, zwischen Jugendlichen und Senior_innen. Der Bademeister, der in erster Linie dafür Sorge zu tragen hat, dass hier niemand im Wasser ertrinkt, ist im Normalbetrieb oft genug auch als Mediator gefragt, als Vermittler und Schlichter zwischen den streitenden Parteien.

Die Zeiten sind hektischer geworden, auch im Bad. «Früher kamen die Badegäste und ließen sich Zeit, oft mehrere Stunden, heute kommen sie auf die Schnelle, machen ihre Bahnen und sind schon wieder fort», sagt Peter Blechinger. Er muss es wissen, denn er ist seit 34 Jahren im Dienst der Wiener Bäder und seit 17 Jahren Chef des Jörgerbads.

Kaugummi auf Nirostastahl. Schließtage bedeuten für die Badebediensteten – neben dem Bademeister arbeiten hier auch Leute an der Kasse und an den Maschinen – auch immer: Ferien. Ferien von den Badegästen, Ferien von Lärm, Streit, Hektik. Ihr Reich haben sie dann ganz für sich allein. Freilich geht die Arbeit weiter, wenn auch nicht etwa mit Dienst am Beckenrand, sondern mit Besen, Bürste, Reinigungsmittel.

Während der Revision wird das Bad gründlich auf Vordermann gebracht. Wände streichen, den Dreck aus den hintersten Winkeln holen, Duschräume neu verfliesen. Für Facharbeiten werden Firmen engagiert, einfachere Arbeiten übernehmen die Badebediensteten selbst, so etwa die Reinigung des Schwimmbeckens.

«Man glaubt gar nicht, wie schwer Kaugummi vom Nirostastahl abzubekommen ist», klagt ein Bademeister. Er trägt Gummistiefel, Handschuhe und Arbeitsbrille, zum Schutz gegen die scharfen Reinigungsmittel.

Keine leichte Arbeit, trotzdem eine willkommene Abwechslung. Mal etwas anderes. Und vor allem: endlich mal ein geregeltes Arbeitsleben. Morgens um 7 Uhr anfangen und am Nachmittag Feierabend. Das kennen die Badebediensteten sonst nicht. Die Wiener Bäder sind nämlich fast das ganze Jahr über geöffnet, sieben Tage in der Woche, an manchen Tagen bis in die Abendstunden. Und dies bedeutet für die hier Arbeitenden: Schichtarbeit. «Zu einem geregelten Familienleben kommen wir nur während der Schließtage», sagt ein Bademeister.

Mit Kollegen sitzt er an einem Tisch, den sie neben dem Becken aufgestellt haben. Eine Viertelstunde Pause. Sie trinken Kaffee und rauchen. Ja, ist das Bad geschlossen, können sie sich hier auch eine Zigarette gönnen.

Noch ein paar Tage, dann beginnt wieder der Normalbetrieb. Freuen sich die Badegäste, wenn ihr Bad wieder frisch herausgeputzt ist? In der Regel, sagt Chef Blechinger, bleibe jegliche Reaktion aus – sei es, weil die Badegäste die geleistete Arbeit gar nicht wahrnähmen, oder weil sie die als etwas Selbstverständliches betrachteten.

Das ist überhaupt das Schicksal der Wiener Bäder: Sie führen in der Stadt ein recht unbeachtetes Dasein. Oder wussten Sie, verehrte Leserin, verehrter Leser, dass Wien die Hauptstadt mit den meisten Badeanstalten ist? Eben.

Die Wiener Bäder zählen zu den eher weniger spektakulären Errungenschaften des Roten Wien. Dabei tragen sie auf ihre Art stets mit dazu bei, dass Wien im internationalen Ranking um die lebenswerteste Stadt zuverlässig einen Spitzenplatz einnimmt. ■

Die nackte Wahrheit. Oder zwei Wiener Hallenbäder während der Generalreinigung: Die beiden Fotos, die jeweils einen Mann mit Schürze zeigen, wurden im Jörgerbad aufgenommen; die drei anderen im Theresienbad

Otto Lechner ist die Decke auf den Kopf gefallen

Dachlawine

Bei einem Baumsturz Ende Oktober kam der Akkordeonist Otto Lechner mit leichten Verletzungen davon, seine Familie mit dem Schrecken. Die Studiowohnung des Musikers verlor dabei ihr Dach. Seither fehlt es. Vom Leben und Planen unter Planen und Kübeln berichten **Florin Mittermayr** (Text) und **Irmgard Derschmidt** (Fotos).

«So ein Geräusch hatte ich zuvor noch nicht gehört: Wie eine Mischung aus Donnern und Bombeneinschlag. Ein Urknall. Und dann hat es Glasscherben geregnet. Zehn Sekunden lang – eine gefühlte Ewigkeit. Und verschiedene andere Gegenstände.» Den Ohren eines Otto Lechner ist getrost zu trauen: Seit Jahrzehnten ist der blinde Komponist und Akkordeonvirtuose fixer Bestandteil der internationalen Musikszene, seit 1987 ist die kleine Wohnung im zwanzigsten Wiener Gemeindebezirk für ihn zugleich künstlerische Keimzelle, Proberaum, Studio und Schlupfwinkel. Und nicht zuletzt auch ein Refugium für das Zusammensein mit Freund_innen und Familie. So auch an jenem stürmischen 23. Oktober 2018: «Es war so gegen fünf, wir hatten einen Rückzugsort-Gast auf Besuch und sind am Küchentisch zusammengesessen. Wie die Decke heruntergekommen ist, wollte meine Frau Anne gerade die Spaghetti auf den Tisch stellen. In die Stille nach dem großen Krach habe ich noch gesagt: ‹Des woar jetz' da Baam.›»

Ob Otto Lechner wohl gerade das Lied «Mein Freund, der Baum» spielt?

Eine unwirkliche Situation: Otto Lechner bleibt mangels Alternativen nichts, als unverändert an seinem Platz das Ende des Scherbenregens abzuwarten. Seine Frau Anne Bennent macht instinktiv einen Schritt in Richtung Flucht, um zu begreifen, dass sie schon zuhause ist – und jetzt niemanden alleine lassen kann und will. Die Heftigkeit der Erschütterung lässt den Gast an einen Hauseinsturz denken, er stellt sich in den naheliegenden Türstock. Und exakt dreißig Sekunden nach dem Einsturz betritt der gemeinsame Sohn Felix – von der Schule kommend – die Küche. Und weiß nicht, wie ihm geschieht: «Er sah mich da sitzen, den Kopf in Glasscherben und voller Blut. Er hatte Kopfhörer auf und überhaupt nicht kapiert, was los ist. Wir haben ihn dann fotografieren geschickt, allein schon damit er beschäftigt ist. Es waren einfach alle unglaublich geschockt.»

Glück im Unglück: Eine Medizinerin aus der Nachbarschaft sieht durch ihr Wohnungsfenster, dass ein massiver Hauptast eines Hofbaumes auf das Studio gefallen ist und dessen Dach samt Glasgiebel durchbrochen hat. Sie hört Schreie, kommt ohne Zögern zu Hilfe und versorgt Otto Lechners Schnittverletzungen am Kopf und im Gesicht, alle anderen sind so weit unverletzt. Im Weggehen bemerkt sie am Gangfenster, dass auch der zweite große Ast des Baumes nur noch von der Rinde in der Luft gehalten wird.

Wenn du weg bist, kommt der Regen. Nach dem ersten Schock rufen Otto Lechner und Anne Bennent die Feuerwehr, die überaus hilfsbereiten Einsatzkräfte erscheinen rasch und in guter Besetzung. Die Plane, mit der das Dach schließlich fürs Erste notdürftig geflickt wird, stammt aus dem Eigenbestand des Hausherren – in weiser Voraussicht hatte dieser seinen Gast zeitgleich mit dem Telefonat zur Notrufzentrale in den Baumarkt geschickt.

«Dann wird von der Feuerwehr abgesperrt. Du kannst noch versuchen, das Notwendigste in aller Schnelle in Sicherheit zu bringen, dann musst du abziehen. Allein schon wegen der Lebensgefahr – es war ja auch lebensgefährlich. Und dann, wenn du weg bist: Dann kommt der Regen ...»

Die Hausverwaltung wird verständigt. Am 24. Oktober versucht eine über diese herbeigerufene Bauspenglerei die Decke notdürftig mit weiteren Planen abzudichten. Im Studio- und Proberaum wird ein provisorischer Stütztram eingezogen. Es regnet den ganzen Tag in Strömen. Am 25. Oktober beseitigen Baumpfleger in einem eines Trapezkünstlers würdigen artistischen Akt, was vom gefallenen Riesen noch übrig ist. Die Wohnung wird wieder für betretbar erklärt.

«Wenn du dann die Tür wieder aufmachst, kommt dir eine dicke, dunkle Suppe entgegen – aus Schutt, Staub und tausenden Glassplittern in allen möglichen Größen. Hammond-Orgel, Fender Rhodes und Ziehharmonika waren alle im Wasser und sind nicht mehr zu retten.» Allein das grobe Zusammenräumen hat über zwei Tage gedauert: «Scherben finde ich auch heute noch, sechs Wochen später. Barfußgehen ist nicht zu empfehlen.»

Zick-Zack zwischen den Kübeln. Was an Geräten noch funktioniert, transportiert Otto Lechner unmittelbar nach dem Baumsturz in sein Haus im Waldviertel. Nicht nur, um die Wohnung für die anstehenden Renovierungsarbeiten schnellstmöglich geräumt zu haben, sondern schlicht, um weiterarbeiten zu können: «Das war ein richtig funktionierendes Studio mit Instrumenten, Computern, Aufnahmeequipment. Hier kann ich nicht mehr aufnehmen. Ich muss aber gerade jetzt Filmmusik machen – absurderweise zum Thema Bora, also über den adriatischen Nordwind. Mit Sturm und Schnee und allem Drum und Dran.»

In Wien fiel der erste Schnee im Jahr 2018 am 11. November. Und es schneite noch weitere vier Tage, bis schließlich am 2. Dezember gar die Autobusse der Wiener Linien am Kahlenberg liegen blieben. Vorübergehend, versteht sich. Wie ja auch die weiße Pracht auf Straßen und Dächern.

Und Planen: «Bei Schneeschmelze kommt es in der Küche auch herunter. Bei Regen tropft es nur ins Studio, dafür aber an zwanzig Stellen gleichzeitig. Meine Situation ist folgende: Ich kann einerseits hier nicht wohnen, muss aber andererseits Tag für Tag zwei Mal die Kübel ausleeren kommen, von denen du gar nicht genug aufstellen kannst.» Dass der Zick-Zack-Kurs zwischen den Kübeln als blinder Wohnungsnehmer überaus gut gemerkt sein will, sei dem sehenden Publikum hier nur am Rande mit auf den Weg gegeben.

«Irgendwann hält man es dann einfach nicht mehr aus und denkt sich: Irgendetwas tun wir jetzt.» Gemeinsam mit seiner Frau gebiert Otto Lechner am 5. Dezember die Vision vom «Deckentrichter» – einer Art umgedrehten Regenschirm: Groß genug, um alle undichten Stellen abzudecken und die eindringenden Wassertropfen aufzufangen. Und am tiefsten Punkt mittig mit einem Abfluss ausgestattet, durch den das gesammelte Wasser abrinnen kann – in einen einzigen Kübel (in Zahlen: 1).

Ein Zuhause ist ein Zuhause ist ein Zuhause. Also noch eine Plane, diesmal mit festen Schnüren quer durch das Zimmer gespannt, ein Gartenschlauch und ein wenig Schaumstoff, um die nervende Geräuschkulisse der aufschlagenden Wassertropfen im Auffangkübel zu unterbinden. «Alles in allem war das inklusive Einkauf in zweieinhalb Stunden erledigt. Der Trick dabei ist: Du musst die Plane ein Stück weit in den Gartenschlauch ziehen, dort wo Du das Loch für den Abfluss reinschneidest. Dann rinnt es wirklich!» Seither ist für den Musiker das Klavier wieder trockenen Trittes erreichbar – erstmals seit sechs Wochen. Wie auch der gesamte Studioboden wieder trocken ist, wenn auch schwer mitgenommen.

Eine Dauerlösung kann der Deckentrichter aber wohl nicht sein – eine knappe Woche vor Winterbeginn. Und passiert ist seitens der Hausverwaltung in Otto Lechners Wohnung seit dem 25. Oktober wenig bis gar nichts – abgesehen von ein paar warmherzigen Zusagen, einem gebrochenen Terminversprechen hinsichtlich des Sanierungsbeginns und einigen unverlangt dargebrachten Berichten über die Unwägbarkeiten im österreichischen Kostenvoranschlags- und Versicherungswesen. Dass die Situation mit Abnahme der Temperaturen und Zunahme der Niederschläge nicht besser wird, rufen mittlerweile die Krähen von der Dachplane.

Foto: Privat

Nach dem Sturz: Ein Baum in Scherben (oben), das provisorisch reparierte Studiodach (unten)

Wobei schwer zu überhören ist: Ein Zuhause ist ein Zuhause ist ein Zuhause. Weit mehr als nur zwei trockene Füße: «Ich muss ja auch wo proben können. Arbeiten und Konzerte vorbereiten, so zum Beispiel für das kommende Akkordeon-Festival. Und schließlich ist eine Wohnung ja auch ein Rückzugsort, an dem man sich konzentrieren kann. An dem man etwas tun kann. Und in den es nicht hineinregnet.» Womit sich die Weihnachtswunschliste Otto Lechners in einem Satz auf den Punkt bringen lässt: «Und so wünsche ich mir vom Christkind ein Dach über dem Kopf.» Hinzuzufügen wäre allerhöchstens noch ein netter kleiner Baum, der zur Abwechslung einmal durch die Tür ins Haus kommt ■

«Tränen gehören dazu»

Christina Peters fühlt als Ärztin im «Sankt Anna» seit 38 Jahren mit krebskranken Kindern mit. Von **Uwe Mauch** (Text) und **Mario Lang** (Foto)

Krebsspezialistin: Christina Peters im Dienste der Kinder

Wenn ein Kind, das dem Tod schon sehr nah war, dank einer Transplantation weiterleben kann. Wenn dieses Kind am Ende eines gemeinsamen Kampfes aus dem St. Anna Kinderspital entlassen werden kann. Dann ist das schön. Wunderschön ist es, wenngleich selten, wenn ihre Patient_innen später wieder zu ihr kommen, als Eltern von gesunden Kindern. Erzählt die Fachärztin Christina Peters, die seit dem Jahr 1980 im «Sankt Anna» arbeitet, davon 33 Jahre lang als Leiterin der Station 1A.

Montagabend, auf ihrer Station kehrt jetzt langsam Ruhe ein. Hier wird noch ein Protokoll vom Tag geschrieben, dort eine bevorstehende Transplantation im Detail besprochen. Einige Kinder schlafen bereits.

Zeit zum Reden. Christina Peters kennt natürlich auch die andere Seite des Lebens: «Wenn wir erkennen müssen, dass es Zeit ist, um gemeinsam Abschied zu nehmen.» Wenn die Transplantation von gespendeten Blutstammzellen oder Knochenmark einem Kind nicht mehr helfen kann. Wenn die Energien im arg beanspruchten kleinen Körper endgültig zur Neige gehen. Wenn die rasche Ausbreitung der zerstörerischen Krebszellen nicht mehr gestoppt werden kann.

Dann bleiben Emotionen nicht aus. «Tränen gehören dazu», erklärt die erfahrene Onkologin mit ruhiger Stimme in ihrem Büro. Tränen sind Teil der täglichen Arbeit: «Für uns ist es wichtig, dass wir uns auf jedes einzelne Kind einlassen. Nur so können wir echtes Vertrauen aufbauen.» Die Konsequenzen dieser bedingungslosen Kommunikation kennt sie aus eigener Erfahrung: «Wer sich einlässt, verliert einen Schutzschirm.»

Meist sind es dann noch ein paar Tage bis zum Tod. Eltern und Geschwister werden eingeladen, um beim emotionalen Loslösungsprozess im Spital dabei zu sein. Christina Peters bittet die Angehörigen, ihrem Kind folgende Botschaften mit auf den Weg zu geben: «Du darfst gehen.» – «Dein Leben war schön.» – «Niemand ist schuld.» – «Wir werden dich nicht vergessen.»

Der letzte Satz ist besonders wichtig, weiß die Medizinerin, und zwar für Menschen aller Glaubensbekenntnisse. «Kein Kind möchte, dass seine Familie mit Hass, Wut und Aggression weiterleben muss.» Was von den meisten Kindern gut angenommen wird: «Wenn man schöne Geschichten erzählt. Eine ruhige, vertraute Stimme ist beim Abschiednehmen ebenso wichtig wie die Körperwärme.»

Wenn es gewünscht wird, steht das Team der Ärzt_innen, Pfleger_innen und Therapeut_innen zur Seite. Es gibt aber auch Familien, die am Ende lieber unter sich bleiben möchten. «Das ist von Kind zu Kind unterschiedlich. Das Ziel ist in jedem Fall auch, dass die Familie den Abschiedsprozess als wichtige Erinnerung behalten kann.»

Und was hat das Behandeln von Krebs, die tägliche Konfrontation mit aggressiven lebensbedrohlichen Krankheiten aus ihr gemacht? Die Medizinerin hatte 38 Jahre lang Zeit, um Antworten auf diese Frage zu finden. Sie erinnert sich noch genau: «Am Anfang bin ich mehr als nur ein Mal heulend aus dem Spital gelaufen.»

Dann erzählt die Spezialistin: «Ich musste lernen, dass es mein Mann und meine Kinder nicht verdient haben, dass ich mit all meinen Sorgen zu ihnen nach Hause komme.» Diese schwierige Gratwanderung zwischen Empathie und Burn-out habe sie im Medizinstudium nicht gelernt. Gelingen kann sie, weiß sie heute, nur in einem gut eingespielten Team. «Es haben sich bei uns im Spital im Laufe der Jahre zahlreiche Freundschaften ergeben.»

Heute ist auch die Überlebenschance der Kinder deutlich höher. Und sie wird dank internationaler Studien, an denen Christina Peters und das «Sankt Anna» federführend mitwirken, noch weiter steigen.

Nach wie vor viel Energie kostet sie das Wechselbad der Gefühle: «Wenn du zu einem Kind sagen kannst, super, du hast es geschafft. Und dann gehst du ins nächste Zimmer und musst dort genau das Gegenteil verkünden. Dabei ist immer abzuwägen, wie viel du preisgeben kannst, ohne zu lügen. Denn anlügen darf man die Kinder nicht. Die wissen genau, wie's um sie steht, wenn du bei der Tür reinkommst.»

Schwierig, nervenzerrend sei auch die Zeit des Hoffens und Bangens. Die entscheidende Frage lautet: Wird das neue Immunsystem seine Funktion erfüllen können? Die Onkologin spricht von einem Wettlauf gegen die Zeit und den Krebs: «Wir versuchen schneller zu sein als die Komplikationen. Was aber nicht immer gelingt.»

Keine Angst vor dem Tod. Womit wir auf der Habenseite angelangt sind: «Ich habe heute keine Angst vor dem Tod. Sterben ist nicht das Schlimmste im Leben. Ungebügelte Wäsche zu Hause oder ein Kratzer im Lack des Autos können mich nicht aufregen. Irgendwann habe ich beschlossen, dass ich mich schon ärgern darf. Kränken können und dürfen mich hingegen nur Menschen, die ich liebe.»

Und dann gibt es noch etwas, was die Ärztin Christina Peters sichtlich freut: dass nur sehr, sehr wenige Familien in Unfrieden von ihrer Station weggehen. Aus ihrer Sicht ist es eher so: «Öfters kommen Angehörige, die soeben ein Kind verloren haben, und teilen ihre Trauer mit uns. Das ist ein Geschenk für das gesamte Team.»

Mehr über das St. Anna Kinderspital unter: www.kinderkrebsforschung.at. ■

Lokalmatador_innen sind Menschen, die zum Gelingen der Stadt beitragen. Seit Jänner 2000 erscheinen ihre Porträts in jeder Ausgabe des Augustin.

LOKALMATADORiN Nº 424

Walter Kreuz' spekulativer Umgang mit Stadtraum

Tabula rasa in der «Straße 4»

Wenn einer der progressivsten Verkehrsplaner_innen wie Hermann Knoflacher ein Nachwort zu einer «poetischen Spekulation» verfasst, macht alleine das schon neugierig. Den Rest erledigt der Titel dieser Spekulation von Walter Kreuz, er lautet *Sekundenbruch auf Straße 4*.

Schauen wir wieder zurück, zum Nachwort, das leider etwas enttäuscht: Von Verkehrsquerdenker Knoflacher kennt man Originelleres, als hier auf einer Doppelseite zu lesen ist. Ein guter Marketingzug, diesen Namen zu holen, immerhin kostet das Büchlein 18 Euro. Es bietet aber auch auf konkreter Poesie basierende und schön schlicht gehaltene Collagen von Lisa Kröll, die den Text treffend illustrieren.

Gegen Ende der Erzählung löst Walter Kreuz, auch Stadtradio-Macher, vielleicht etwas zu viel der Geschehnisse in der Straße 4 auf. Hinleiten tut er jedenfalls wunderbar verstörend und philosophisch zugleich. Der Schauplatz liegt in einem Viertel, in dem es «keine beeindruckenden Sehenswürdigkeiten gab». Eine Revitalisierung GmbH möchte mit den Bauarbeiten beginnen, wird aber aufgehalten, weil Menschen völlig unmotiviert aus den Häusern auf die Straße gehen: «Sie suchten nichts und hatten nicht die Absicht, irgendetwas zu finden.» Solches Verhalten streut natürlich Sand ins Getriebe und wird von Mitarbeiter_innen des Unternehmens in handschriftlichen Arbeitsprotokollen festgehalten und als Art Faksimiles der Erzählung eingeschoben. Eine gelungene typografische Irritation, denn welcher Betrieb protokolliert heutzutage noch analog?

Dieser Anachronismus wird mit der Utopie eines komplett zweckentfremdeten Stadtraums konterkariert: «Es entstand unter ihnen [den Menschen auf der Straße 4] ein völlig unaufgeregtes Gespür fürs Nichtsein.» Dabei lehnt sich Walter Kreuz sehr weit aus dem Fenster hinaus auf die Straße. Und es lohnt sich allemal, das Risiko einzugehen, ihm zu folgen, denn der poetische Spekulant stürzt weder ins Esoterische noch ins Dystopische ab.

reisch

Walter Kreuz:
Sekundenbruch auf Straße 4. Eine poetische Spekulation
edition splitter 2018
80 Seiten, 18 Euro

GESCHÄFTE AUSSER DIENST

Wiener Anagrammrätsel von Natalie Deewan

Auflösung von Ausgabe 472:

NACHBARiNNENSTADT

Kost-en-frei

Draußen ist es kalt und bereits Abend, wie es zu dieser Zeit des Jahres schon nachmittags zu sein pflegt. Am Pizza-Kebab-Würstel-Stand versammeln sich einige Leute. Auf ein kurzes Abendessen oder Trinken im Stehen oder Gehen. Zum Mitnehmen oder gleich essen. Oder wie es ein Freund von mir einmal dem Verkäufer bekundete: zum Mitnehmen, aber Gleich-Essen. Als Revoluzzer in der U-Bahn zum Beispiel. Anderswo wird der öffentliche Nahverkehr kostenfrei, in Wien kostfrei. Ersteres ist ein Schritt, der im Grunde aus verkehrstechnischer, umweltpolitischer und sozialer Sicht so eindeutig notwendig, in den meisten Gemeinden, Städten, Ländern dieser Erde aber nur als schier unmöglich abgetan wird. Erst vor kurzem wurde mir klar, dass beispielsweise die Autofahrt nach Klagenfurt billiger ist, als mit dem Zug ins Kärntnerische zu fahren. Natürlich geht die Rechnung nicht sofort auf, da ein Auto ja auch nicht vom Himmel fällt. Allerdings stellt sich – neben der Notwendigkeit, die sozialen Ungleichheiten in Zusammenhang mit dem Zugang zu Transport und Mobilität mitzudenken – schon die Frage, wie sich der Verkehr zu einem nachhaltigeren gestalten soll, wenn der motorisierte Individualverkehr günstiger ist als der öffentliche? Vor allen Dingen, wenn dann nicht einmal solche essenziellen Vorteile, wie während der Fahrt die Jause zu verspeisen, genutzt werden können. Was nun eben dieses «kostfrei» betrifft, führten die Wiener Linien eine Umfrage durch, die eine Mehrheit für ein generelles Essverbot ergab. Dieses kommt nun ab Jänner in allen U-Bahn-Linien. Dass Mitmenschen nicht unbedingt in der Dunstwolke eines Leberkäs' sitzen möchten, ist durchaus zu verstehen. Dass diese allerdings den Geist der Freiheit, der vermeintlich so prägend für eine Großstadt ist, verweht, zeigt, wie geisterhaft dieser Geist in Wien manchmal ist. Selbst die Nahrungsaufnahme in den U-Bahnen müsse hier eben mittels Verbot geregelt werden. Vielleicht wirkt sich allerdings das Verbot in eine Richtung aus, in der der Würstel-Pizza-Kebab-Stand noch stärker als gesellschaftlicher Treffpunkt hervortritt – da die Leute eben nicht mehr ihr Erstandenes zum Gleich-Essen in der U-Bahn mitnehmen.

Das Essverbot kommt ab Jänner in allen U-Bahn-Linien

Lisa Puchner

AUGUSTINCHEN

Frühstücken mit Obdachlosen

Fiona teilt einmal in der Woche mit obdachlosen Menschen ein Frühstück. In einem Park, auch jetzt im Winter, wenn es arschkalt ist.

Foto: Lisbeth Kovacic

Wer kommt denn auf so eine Idee? Im Winter, im Freien ein Frühstück aufzutischen!

Neben dem Haus des Meeres gibt es einen Park, in dem obdachlose Menschen übernachten. Fiona wohnt direkt daneben. Beim Gassigehen mit ihren Hunden ist ihr aufgefallen, dass immer wieder Menschen, die kein Zuhause haben, dort unter freiem Himmel übernachten – sogar im Winter. Fiona dachte darüber nach, wie sie diesen Obdachlosen helfen könnte und kam auf die Idee, ihnen einmal in der Woche ein Frühstück in den Park zu bringen.

MIT DEM CAMPINGKOCHER WERDEN SPIEGELEIER ZUBEREITET

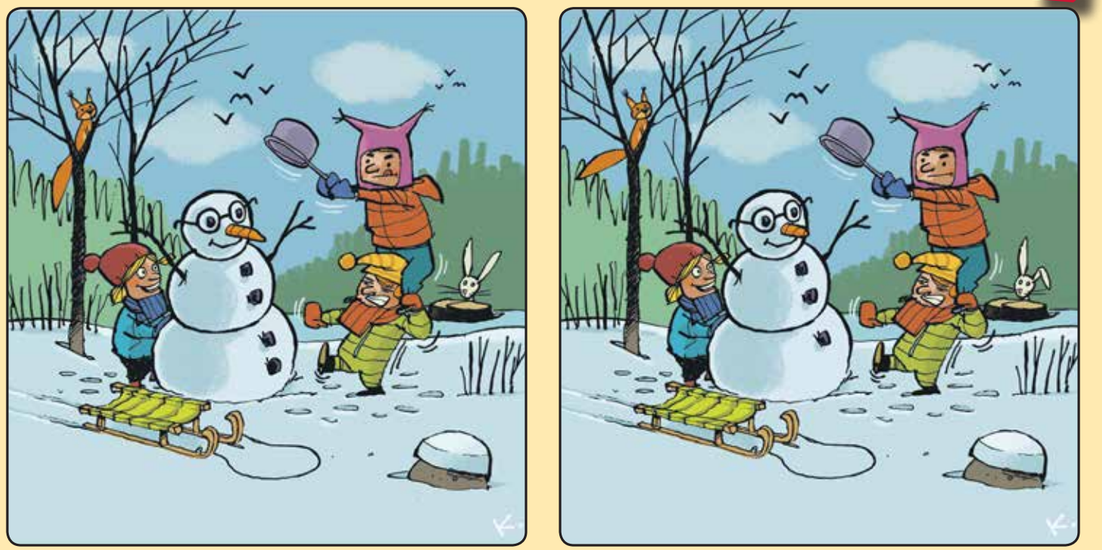
Anderen Menschen aus der Nachbarschaft gefiel diese Idee, und sie unterstützen nun Fiona. Sie gehen einkaufen und bringen dann die Sachen in den Esterházypark. In Thermoskannen nehmen sie Tee und Kaffee, aber auch einen Campingkocher mit, um Spiegeleier vor Ort zubereiten zu können. Neben Spiegeleiern gibt es noch Joghurt, Obst, Nusskipferl, Mohnstrudel und vieles mehr. Also alles, was der Magen in der Früh begehrt. Fiona findet nämlich, dass gerade Obdachlose ein kräftiges und gesundes Frühstück brauchen, damit sie nicht gleich wieder hungrig werden.

Violetta kommt jeden Mittwoch vorbei, um dieses Frühstücksangebot zu nutzen. Falls etwas übrigbleibt, nimmt sie sich davon für den Tag mit. Schon seit 20 Jahren hat sie keine eigene Wohnung mehr. Warum sie obdachlos geworden ist, hat sie nicht verraten, auch nicht, wo genau sie übernachtet. Nur so viel, dass ihr Nachtquartier in der Nähe des Parks ist. Zum Schlafen steckt sie sich einen Schlafsack, und in der kalten Jahreszeit hüllt sie sich zusätzlich noch in Decken ein.

Ein Frühstück ist aber nicht alles, was Fiona Menschen wie Violetta, die auf der Straße leben müssen, bieten möchte. Sie will sich auch mit den Obdachlosen unterhalten, einfach mit ihnen reden und ihnen zuhören. So wie es auch Nachbarn und Nachbarinnen untereinander tun. Und Fiona wünscht sich, dass es ihr viele Menschen nachmachen, also zumindest einmal in der Woche mit Obdachlosen ein Frühstück teilen und mit ihnen plaudern. ■

DAS AUGUSTINCHEN-FEHLERSUCHBILDRÄTSEL

Thomas Kriebaum hat ein Bild gleich zweimal gezeichnet. Und bei einem der beiden sage und schreibe sieben Fehler gemacht. Findest du sie? *(Auflösung auf Seite 33)*



Lesen und lesen lassen

Tipps aus der AUGUSTINCHEN-Redaktion

321 superschlaue Dinge

Wusstest du, dass kleine Spinnen ihr Gehirn in den Beinen haben? Dass es beim Urknall gar nicht geknallt hat, die Erde sich schneller erwärmt als je zuvor und du täglich mehr als vierzehntausendmal zwinkerst? Diese und 317 weitere Schlauheiten findest du in einem dicken und schön bebilderten Nachschlagwerk – sie werden nicht nur dich, sondern auch Erwachsene zum Staunen bringen!

Mathilda Masters:
321 superschlaue Dinge, die du unbedingt wissen musst
Illustriert von Louize Perdieus
Hanser 2018, 288 Seiten
22,70 Euro
Ab 8 Jahren

SUDOKU

Trage die fehlenden Zahlen von 1 bis 6 so in das Gitter ein, dass jede Zahl in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jedem Block genau einmal vorkommt.

(Auflösung auf Seite 33)

5				2	
	2	6			1
				4	
		1		3	2
			3	6	5
6		3	2	1	4

Leben zwischen Welten

Propaganda, Überwachung, Kommunikation, Vernetzung, Identität – die jungen Künstlerinnen Ting-Jung Chen und Hui Ye gehen diese Themen von unterschiedlichen Seiten an und haben dafür den Preis der Kunsthalle Wien 2018 gewonnen.
Ruth Weismann (Text) und **Michael Dobnig** (Foto) haben die beiden zum Gespräch getroffen.

Geräusche, Geflüster, Gesäusel. Dann der liebliche Gesang einer weiblichen Stimme. Lockend und hübsch. Irritation ergibt sich innerhalb der Poesie, auch durch das Objekt, aus dem all das schallt: eine halbkreisförmig gebogene Wand aus Metall, mit geometrisch angeordneten, trichterförmigen Lautsprechern, die auch an Megafone erinnern. Wuchtig und fragil zugleich. *You Are the Only One I Care About (whisper)* heißt das Kunstwerk der aus Taiwan gebürtige Ting-Jung Chen, die gemeinsam mit Hui Ye, die aus China stammt, Werke in der Ausstellung *Keep me close to you* zeigt – beide haben den Preis der Kunsthalle Wien 2018 erhalten. Schon im Titel der Soundinstallation spielt Chen auf die gefährliche Mischung aus Fürsorge und Erdrückung (etwa durch ein autoritäres System) an. «Ich arbeite gerne mit historischem Kontext. Diese neue Arbeit knüpft an die Soundwände an, die zwischen sozialistischen und kapitalistischen Ländern in Asien stehen», erklärt Chen. Diese Soundwände dienten der Propaganda, um die jeweilige andere Seite psychologisch zu beeinflussen. «Es waren weibliche Stimmen und weibliche Moderatorinnen, die da zu hören waren und von chinesischer Seite via Taiwan etwa riefen: ‹Komm zurück zur Mutterseite! Diese Projektion von Weiblichkeit darin ist sehr interessant», erklärt Chen.

Auf der taiwanesischen Insel Kinmen etwa steht eine solche Soundwand aus massivem Beton, die aber schon in den 1970ern stillgelegt wurde. 2018 haben Künstler_innen diese Stätte für das Projekt *Sonic Territories* wiederbelebt, das sich ebenfalls mit Propaganda beschäftigt.

Überwachung und Entgrenzung. Propaganda ist nicht etwas, das nur in nichtdemokratisch geführten Staaten eingesetzt wurde und wird. Gerade jetzt ist sie, auf subtilere Weise, ein Mittel von Regierungen, um die Macht mehr und mehr auf ihre Seite zu ziehen – von Fake News über Internet-Zensur bis zur Überwachung der digitalen Kommunikation durch Geheimdienste (Stichwort: Edward Snowden). Mit einer eigenen «Firewall» ist China eines jener Länder, dass die Online-Welt stark zu zensieren und überwachen versucht. «In vielen meiner Arbeiten interessiert mich, wie die Menschen innerhalb eines politischen Kontexts drauf sind und leben. Das interessiert mich mehr, als meine eigene politische Position zu zeigen», sagt Hui Ye. Sie bespielt die andere Seite der Ausstellungshalle, ein Teil ist mittels Vorhängen verdunkelt, damit man ihr Video *Quick Code Service* gut sieht. In diesem Dokumentarfilm der mit realen Elementen und gestellten Szenen spielt, geht es um Hui Yes Online-Identität innerhalb der chinesischen Smartphone-App WeChat. Diese ist quasi das WhatsApp Chinas, kann aber noch viel mehr, und wird flächendeckend genutzt: chatten, telefonieren, Dateien versenden, bezahlen, mit Waren handeln, Infos bekommen ... Ein ganzes Leben in einer App, das dadurch auch für Überwachung offensteht. Für ihren Film hat Ye, die seit 15 Jahren in Österreich lebt, Freund_innen in China gebeten, ihren QR-Code (Annm.: Ein schwarzes Pixel-Quadrat, das man mit dem Handy scannt, um etwa Infos angezeigt zu bekommen), der ihrem WeChat Profil zugeordnet ist, fremden Personen zu geben, um mit ihr in Wien in Kontakt zu treten. Ein Leben in vier Welten: China und Österreich, offline und online. Als physische Manifestation ihres WeChat-Ichs hat sie den QR-Code (der in China zur Bezahlung auf Straßenmärkten eine große Rolle spielt) als Skulptur gebaut, die nun in der Kunsthalle von der Decke hängt.

Die unterschiedliche, aber prägnante Herangehensweise beider Künstler_innen zu den komplexen Verhältnissen zeitgenössischer Kommunikation und Überwachung hat die Jury des Kunsthallen-Preises überzeugt. Was beide noch verbindet, ist das ständige Konfrontiertsein mit der Frage nach der eigenen Identität als Migrantinnen, die seit vielen Jahren in Österreich leben.

Foto: Ting-Jung Chen

Foto: Hui YE

Ting-Jung Chen verkauft Klänge aus Taiwan (Video: *Tigers Gather*, links). Rechts: Hui Yes Video *The full colour makeup session* seziert Klischees

Identitäten. «Die Frage der Identität ist für meine künstlerische Arbeit wichtig. Wie es ist, als Ausländerin in Österreich zu leben und nicht wirklich zu einer Community zu gehören», sagt Chen. «Das ist eine Gemeinsamkeit, weil wir da einen ähnlichen Zustand haben», bestätigt Ye. «Immer pendeln zwischen komplett anderen Kulturen, und sich gleichzeitig nirgends zugehörig fühlen», beschreibt sie diesen Zustand. Dabei geht es durchaus auch um Zuschreibungen von außen, etwa in dem Video *The full colour makeup session*. Hui hat Ausschnitte aus Schmink-Tutorials von YouTube genommen, in denen Frauen erklären, wie ein bestimmter «Asia-Beauty-Style» geschminkt wird. Die Künstlerin filmt sich selbst bei Folgen und Nachmachen der Schminktipps, verwendet aber gelbe Farbe. Sie seziert damit also Zuschreibungen von «exotischer» Schönheit und eignet sich das rassistische Narrativs von der «gelben Haut» und der «gelben Gefahr» an – Selbstermächtigung, in dem sie das wird, was sie angeblich sein soll.

Auch Ting-Jung Chen verarbeitet Aspekte von Identität, Heimat und Exotismus öfters in ihren Werken. *Tigers Gather* ist die Dokumentation einer länger andauernden Performance im öffentlichen Raum: Mit einem (in Taiwan früher üblichen) Fahrradkiosk fährt die Künstler_in durch Österreich und bietet Soundcollagen aus taiwaneischen Klängen und Geräuschen zum Kauf an. Dabei entwickeln sich Gespräche mit Kund_innen und Neugierigen über die Klänge und Erinnerungen der eigenen Heimat. Diese Doku sowie Hui Yes Videos kann man übrigens auf den Homepages der Künslter_innen ansehen (www. yehui.org und www.infotingjungchen.com).

Was die Ausstellung in der Kunsthalle betrifft, so sind die Themen zwar mit der Herkunft der Künstlerinnen verknüpft, aber auch ohne diesen verständlich. Denn dass die digitale Welt eine reale ist, in der Identitäten vielfältig werden und die Möglichkeit grenzüberschreitender Echtzeitkommunikation intensiviert wird, aber gleichzeitig auch die Macht über unsere Daten, die sich in großen Internet-Konzernen bündelt, bedrohlich wird, gilt weltweit. Genauso wie die Möglichkeit der umfassenden Überwachung, und die Frage nach der lokal-globalen Prägung von Communities durch Kommunikationstechnologien. ■

Ting-Jung Chen & Hui Ye: Keep me close to you
Bis 27. Jänner 2019
Kunsthalle Wien am Karlsplatz
www.kunsthallewien.at

Hui Ye hat an der Wiener Angewandten, Ting-Jung Chen an der Akademie der bildenden Künste studiert

Foto: Kunsthalle Wien

Sound-Wand von Ting-Jung Chen und *Revolving QR-Code* von Hui Ye, zu sehen in der Kunsthalle am Karlsplatz

Musikarbeiter unterwegs … über 2018 hinaus mit einer beiläufig gewachsenen Band

Lässig und liebevoll

2014 für ein Charity-Projekt ins Leben gerufen, hat die Familie Lässig Eigenleben entwickelt. Ihr Debütalbum: wunderbarer Song-Pop. Von **Rainer Krispel** (Text) und **Mario Lang** (Foto)

Zwei Lässige, ein Musikarbeiter

Im Endspurt des Jahres, in dem ich drei Trauerreden gehalten habe, realisiere ich, dass ich kaum «neue» Musik gekauft habe. Mit hiesiger Musik werde ich dankenswerterweise versorgt, neben dem Rechner sind CDs von Matthäus Bär, Culk und Gutlauniger. Wie ein Nachwort zum Drecksjahr (Ende November stirbt Thomas Guth, Wiener Neustädter Szeneikone, am 6. Dezember Pete Shelley, Buzzcocks) kaufe ich das neue Album von The Good, The Bad & The Queen. Damon Albarn & Co brillieren künstlerisch, doch aus dem maroden Herzen des Brexit-Countrys lassen sich auf *Merrie Land* keine Erbauungslieder singen. *The Last Man To Leave* ist speziell erschütternd, so klingt Zerfall. Waltz me gentle into the Finsternis!

Glück. Zerfall? Unlängst habe ich einen *Tatort* gesehen, die Darstellung der Hauptfigur beeindruckend. Manuel Rubey spielte in *Der Mann, der lügt* eben diesen; beklemmend, wie der von ihm porträtierte Mensch sich wegen seines moralischen Dilemmas bis zum Suizid aus dem Leben treibt und treiben lässt. Wenig später treffe ich Rubey in der Bim, ich halte mit meiner Begeisterung nicht hinter den Berg. Er erzählt vom Album seiner Band Familie Lässig, ich denke mir: Geschichte! Er schickt postwendend den Link zu *Im Herzen des Kommerz*, das am 14. Dezember bei Asinella Records erscheint. Asinella ist das Label von Clara Luzia, die bei der Band wie Manuel und Gerald Votava Gitarre spielt und singt, Cathi Priemer – die «Chefin» – spielt Drums, Gunkl greift zu Bass und Saxophon, samt Stimmnutzung, Boris Fiala ist der Multiinstrumentalist der Familie Lässig, bis 2010 mit Rubey bei der Indie-Pop-Band Mondscheiner.

«In diesen Zeiten ist es fast schon doppelt schön, wenn man lässig, liebevoll miteinander umgeht, das ist ein Gegengewicht zu vielem», formuliert Manuel Rubey im Gespräch ein Credo der Band, Gerald Votava ergänzt: «Da ist eine Grundgelassenheit, gelassen und lässig sind ja auch miteinander verwandt.» Das Duo lässt die vor fünf Jahren begonnene Geschichte der Familie Lässig Revue passieren. Erstmals manifestierte sich die Band, damals noch mit Kyrre Kvam im Line-up, als Andreas Fuderer vom Stadtsaal ein Neujahrskonzert der anderen Art zugunsten des Freunde Schützen Hauses organisierte. «Wir wurden mit sehr viel Liebe empfangen», erinnert sich Rubey an den ersten Jänner 2014. Das Programm mit Coverversionen, meist deutschsprachig und von entlegenerem Liedgut, traf einen Nerv, beim Publikum ebenso wie bei den ausführenden Musiker_innen und musikaffinen Schauspielern und Kabarettisten. Mit dem fixen Einstieg von Clara Luzia, die zuvor als Gästin der Famile Lässig wiederholt wahlverwandt war, deren private Partnerin Cathi Priemer von Anfang an deren rhythmischen «Herzschlag» angibt, wurde die Sache «ernster». Die Ambition, die Bandsache «so gut, wie ich kann» (Manuel), zu machen, intensivierte die Probenarbeit. Clara schrieb den ersten eigenen Song, auf *Im Herzen des Kommerz* finden sich acht (geschrieben in den unterschiedlichsten Konstellationen) davon, dazu die «wichtigsten» Cover, wo Rocko Schamonis Mond noch einmal aufgeht, mit Kid Kopphausen *Das Leichteste der Welt* besungen wird und Nils Koppruchs *Kirschen (Wenn Der Sommer Kommt)* uns daran erinnert, wie schön die Lieder des 2012 verstorbenen Hamburgers sind. Rubey nennt dessen Band Fink und Element Of Crime als große Einflüsse.

Kirschen. Ja, das sind große Schuhe, die sich das Wiener Sextett da anzieht, aber sie haben zu einem souveränen eigenen Gang gefunden. Der Opener *Kopf im Sand* findet deutliche Worte zur Lage – «mit voller Kraft Rückwärtsgang» –, ohne auf Poesie und grundsätzliche Lebensbejahung zu verzichten, und – er rockt! Popgeschichtlich subtil referenziell ist *2000 Lightyears* eine Schlaflosigkeitshymne, das ganze Album, mit Livemischer Philipp Nikodem-Eichenhardt in der Ottakringer Tonkombüse eingespielt, hat einen wunderbaren Sound. Eine weitere Qualität, es «wienerlt» nicht so neoprovinziell, Songtitel wie *Asian Noodle Boutique* erzählen davon, dass die Familie Lässig die Stadt weitläufiger erlebt, als uns manchmal suggeriert wird. Mit dem Album wird das Land mit dem A betourt, mit Grenzübertritt nach München, der Auftakt am 1. Jänner 2019 findet traditionell zugunsten anderer statt, sie spielen für die AÖF – Autonome Österreichische Frauenhäuser.

Trotz der vielen schönen Worte, die die Familie Lässig selber findet, sei es gestattet, hier ihr Cover von *Kirschen* als herzlichen Festtags- und Neujahrsgruß aufzugreifen: «Jeder Tag ruft deinen Namen, ich wünsch' Glück an allen Tagen, nichts ist besser als eine Liebe auf der Welt. Kirschen gibt's an Sommertagen nur, solang die Bäume tragen, und lebend gehen wir nicht mehr aus der Welt.»

Familie Lässig: Im Herzen des Kommerz
(Asinella Records)
Live: 1. bis 3. 1. 2019
Stadtsaal Wien
www.familielaessig.com

Es geht die Lou Lila **nimmt das Modediktat auf die Schaufel – und transportiert weibliche Stereotype**

Foto: Wienbibliothek im Rathaus

Über Musikhits aus Uromas Tagen

Kommerz und Klischee

Was wären Samstagnachmittage ohne die Wiederholungen alter Filme heimischer und deutscher Produktion im TV? All die Komödien, Heimat- und Operettenfilme, Liebesschnulzen, Revue- und Schlagerfilme sind unerschöpfliche Quellen, wenn es darum geht, sich Moden, Befindlichkeiten, (nationale) Selbstbilder, Schauspielkunst vergangener Jahrzehnte zu Gemüte zu führen sowie sich mit älterem Liedgut vertraut zu machen und – guilty pleasure – sich zu unterhalten. Ein Großteil der immer und immer wieder recycelten Oldies wie *Veronika, der Lenz ist da* oder *Ich küsse Ihre Hand, Madame* entstanden in den 1920er- und 1930er-Jahren und viele der Songtexter und -komponisten stammten aus Wien bzw. Österreich(-Ungarn). Ihnen und ihrem Schaffen widmet sich die kleine und wirklich feine Ausstellung *100% Schlager* in der Musiksammlung der Wienbibliothek. *100% Schlager* bietet mit Infotexten, Fotos, zahlreichen Hörbeispielen, Filmausschnitten und wunderschönen Art-Deco-Plakaten einen breiten Überblick über den Austro-Anteil am deutschen Schlager von anno dazumal, beschäftigt sich z. B. mit dem Schlager zwischen Kommerz und Klischee und hinterfragt u. a. inhaltlich transportierte Frauen-, Orient- und andere Klischees.

Ralph Benatzky, Hermann Leopoldi, Fritz Löhner (alias Beda), Walter Jurmann, Karl Farkas (von ihm stammt übrigens der Text zu *Wenn die Elisabeth*), Fritz Rotter, Robert Stolz und viele andere prägten die deutschsprachige Populärmusik in den beiden Jahrzehnten nach dem 1. Weltkrieg. Dass die Schlagerbranche auch damals männlich geprägt war, verwundert nicht. Eine der wenigen weiblichen Protagonistinnen war die Wiener Pianistin und Komponistin Hilde Loewe-Flatter, die ihre Arbeiten ab 1927 unter dem Pseudonym Henry Love veröffentlichte. Loewe-Flatter war Jüdin und ging bereits 1934 ins Londoner Exil. Ein großer Teil der Musiker_innen und Autor_innen waren jüdischer Herkunft und viele emigrierten 1938. Fritz Grünbaum gelang die Flucht nicht, er starb 1941 im KZ Dachau.

JL

100% Schlager. Wiener machen Schlager 1918–1938
Ausstellung in der Musiksammlung der Wienbibliothek
(Loos-Räume)
Bis 8. März 2019
1., Bartensteingasse 9, 1. Stock
Mo–Fr, 9–13 Uhr
Eintritt frei
www.wienbibliothek.at

Lösungen für Seite 27

5	1	4	6	2	3
3	2	6	4	5	1
2	3	5	1	4	6
4	6	1	5	3	2
1	4	2	3	6	5
6	5	3	2	1	4

BIBLIOTICK

Nachtfahrt der Gurkenpflücker_innen

Andrei ist nach Österreich gefahren, um Erdbeeren zu pflücken. Und ist dann bis zu den Gurken geblieben, bis in den Spätherbst, weil es heuer so warm und die Saison so lang war. «Einmal wurde er bezahlt, einmal um den Lohn betrogen.» Codruţa hat ihrer kleinen Tochter eingeläuft, in der Öffentlichkeit deutsch zu sprechen. Weil sie schon genug beleidigt werden als Romnija. Erzsébet hat Hunger, aber sie isst nichts, sonst könnten die Modelverträge ausbleiben. Victors Chef mag Arbeitsunfälle nicht, weil es da ein Problem gibt mit der Versicherung. Aber wenigstens ist Victor, der im Innenausbau tätig ist, nicht von der Winterarbeitslosigkeit am Bau betroffen. Ioan lenkt den pinken Autobus der Firma Speranza von Viena über Oradea nach Cluj in Tag- und Nachtschichten, die ihn von seinem Sohn entfremden; aber auch der hat immer mehr Verständnis, je älter er wird.

In ihrem Panorama einer Autobusfahrt von Wien nach Westrumänien (wer nach Bukarest weiterwill, muss in Cluj umsteigen) spinnt Verena Mermer einen langen Geschichtenfaden kreuz und quer durch die Sitzreihen. Zwischen der Zufriedenheit mit den Weihnachtsgeschenken im Gepäck, den unfertige Träumen vom besseren Leben und den resignierten Gedanken über ein Land, dem zwischen Realsozialismus und Turbokapitalismus wenig Verschnaufpause gegönnt war, macht sich die Müdigkeit der prekär Arbeitenden breit. Gut informiert (nicht zuletzt durch die vielen Gespräche, die sie in Rumänien und Österreich zum Thema führte) verknüpft Mermer individuelle Lebensentwürfe mit dem großen Gefälle der transeuropäischen Ökonomie. Mermers Protagonist_innen versorgen die Kinder der anderen (die Namen wie «Marie-Claire» tragen), während die eigenen Kinder sich nach den Eltern sehnen (aber zumindest gibt es wieder Geld für neue Kleidung). Sie bauen Häuser in Wien und ernten im Marchfeld Gemüse, während das eigene Leben brachliegt. Aber sie sind in dieser Geschichte keine gesichtslose Armada der Ausgebeuteten, sondern Charaktere mit der Fähigkeit, selbst zu entscheiden. «Sie sind angekommen – egal ob das eine gute oder schlechte Nachricht ist.» Im Frühjahr wir die Autorin ihren Roman im Aktionsradius am Gaußplatz vorstellen.

lib

Verena Mermer:
Autobus Ultima Speranza
Residenz Verlag 2018
200 Seiten, 20 Euro

Stimmgewitter AUGUSTIN und Kollegium Kalksburg: neue Vinyl-Single

Real existierende Wienerlieder

Die Verdienste und Aktivitäten des 1996 gegründeten Kollegiums oder jene des seit 2000 die Stimmen erhebenden Stimmgewitters nur anreißen zu wollen, würde hier zu weit führen. Seien Sie versichert, diese existieren (zuhauf!), und tatsächlich lässt sich dabei eine Geschwisternschaft im Geiste des klingenden Tuns orten, die eine solche Verbindung, wie zur nämlichen Schallplatte eingegangen, durchaus logisch erscheinen lässt. Andererseits sind beide Formationen in der üblichen Wahl ihrer Mittel so verschieden, dass es nicht ohne Spannung ist, die Nadel auf das mit 45 Runden pro Minute rotierende Vinyl zu setzen. Serienkonform – dies ist die dritte Veröffentlichung der Stimmgewitter Single-Serie *Songs about Liebe und Hass* – hören wir ein dem Thema Liebe zugeneigtes Lied, *a gauns a großes kind*. Und ja, da korrespondieren die Meisterschaft der Herren Ditsch, Skrepek und Wizlsperger, das Wienerlied auf Links und in den Bruch zu spielen, und jene des Stimmgewitters, zu singen, wie es eben geht, schon sehr schön. Vor allem, wenn vom «Herz in den Wind hängen» zu hören ist. Nachhaltig fassungslos ob der künstlerischen Qualität macht in diesem Fall der Hass. Die antikapitalistische Moritat *eascht waun ma hi san* hat das Zeug zum (Demo-)Klassiker, und richtet nicht nur «der Raika» aus, wo sie sich bitte dringend hinbegeben soll. Gut zum musikalischen Genuss steht der Single bei beiden Liedern, dass das Kollegium die einzelnen Stimmen des Gewitters, Ernstl, Hömal, Maria, Mario, Martin und Riki, in die Arrangements der meisterlichen Texte einbaute, so gewinnen die tatsächlichen Chorpassagen dynamisch an Durchsetzungskraft und Stimmigkeit. Das Coverartwork von Carla Müller ist ein zusätzliches Sahnehäubchen.

RK

Kollegium Kalksburg und Stimmgewitter Augustin: Songs about Liebe und Hass, Single #3: a gauns a großes kind / eascht wau ma hi san (Konkord) www.konkord.org

VOLLE KONZENTRATION

Krise und Kunst

«Krisen können solchermaßen Auftakt und Chance für die Diskussion über gesellschaftliche Werte und Utopien sein und als Möglichkeiten des Widerstands begriffen werden», schreibt das Künstlerhaus Wien zur Ausstellung *SOLD OUT – Anti-Propaganda. Mit den Widersprüchen der Gesellschaft leben*, die noch bis 2. Februar 2019 zu sehen ist. 15 Künstler_innen beschäftigen sich mit Themen wie Fake-News, Anti-Propaganda, politische Bildung und utopische Zustände. Am 17. Jänner gibt es im Rahmen der Veranstaltungsreihe *Funkenflug* Live-Performance und Film von Anna Vasof, Spoken Word Poetry von Yasmin Hafedh a.k.a. Yasmo (Popfest Wien-Kuratorin 2019) und Publikumsgespräch.

www.k-haus.at

Rassismus und Kulturbetrieb

We are sick of it! – So ist ein Statement von migrantischen, schwarzen, indigenen, lesbischen, queeren, Trans-Künstler_innen of Color betitelt, das in Solidarität mit Cana Bilir-Meier verfasst wurde. Die junge Künstlerin mit türkischen Wurzeln war am 12. November zu einem Talk mit Star-Kurator Kaspar König in die Münchner Kammerspiele geladen worden. In einem viral gegangenen Facebook-Post beschrieb sie die rassistische Art und Weise, mit der König sie bei dem Talk behandelte: «Als Herr König mir schon am Telefon sagte, er denkt, ich hätte nur einen Preis gewonnen (ars-viva-Preis), weil mein Name ‹exotisch› klingt (ja, das sagte er zu mir), hätte ich gewarnt sein sollen» (Anm.: Originalstatement in Englisch), schreibt sie etwa. Viele meldeten sich danach zu Wort, die vom strukturellen Rassismus in Kulturinstitutionen genug haben. Statement und die Möglichkeit zu unterschreiben sind im Blog zu finden.

wearesickofit.wordpress.com

Anarchie und Ästhetik

Das Kollektiv der fehlenden Fußnoten organisiert zwei Diskussionsabende zum Thema *Anarchistische Ästhetik?* Das Fragezeichen stehe aus zwei Gründen hier, liest man in der Ankündigung: Erstens sei die Definition eines anarchistischen Kunstwerks schwierig, zweitens sollten sich Definitionen einer anarchistischen Ästhetik «als Frage postulieren, um sich als die treibende Kraft eines anarchistischen Denkens und Fühlens zu verstehen». Klingt kompliziert? Nun, offenes Denken muss Abzweigungen nehmen. Eingeladen sind alle, der Eintritt ist frei und ein Buffet gibt's auch. Wo und wann? Am 4. und 18. Jänner 2019 um 20 Uhr im Amerlinghaus.

www.amerlinghaus.at

AUFG'LEGT

JUGO ÜRDENS
Yugo (CD, Vinyl)
(Futuresfuture)
facebook.com/jugouerdens

Nicht Udo, nicht Voodoo, sondern Jugo. Auch nicht Jürgens, dafür Ürdens. Ein neuer Kunst-Namens-Klon. Um Ordnung in das Chaos zu bringen: Jugo Ürdens, geboren in Skopje, sprechsingt über geschmeidige Hip-Hop-Beats. Seine Wortspenden jonglieren mit Klischees, haben Schmäh und Hirn. Natürlich geht es genreüblich auch ums «Ficken» und ums «Scheißebauen», aber anders als bei den dummen Jungs nur am Rande. Dieser Jugo hat mehr «Sex» im Sinne von Tiefgang in seinen Reimen. Setzt statt auf dicke Hose lieber auf Konsumkritik: Ürdens fährt *Yugo* statt Porsche – Der junge Mann hat Geschmack! Er geht *Meier* bei Frauen vom Balkan und will mit seinem Konterfei aus der *Woman* strahlen. Apropos, wenn Herr Ürdens nicht gerade sprechreimt, steht er gerne als Model vor der Linse. Egal, so oder so, Jugo Ürdens macht eine gute Figur. *Yugo* von und mit Jugo – ein wunderbares Album – auch für Ohren außerhalb der Rap-Hop-Church.

PAUL SKREPEK / JOHANNA ORSINI-ROSENBERG
Konrad Bayer – Chansons (Vinyl)
(Non Food Factory)
www.johannaorsinirosenberg.com

Für das Zwei-Personen-Stück *Auf der Suche nach dem sechsten Sinn. Ein Konrad-Bayer-Abend* vertonte Paul Skrepek (Kollegium Kalksburg) Texte des Dichter-Dandys Konrad Bayer. Die Bühne im TAG Theater teilte er sich gemeinsam mit der Schauspielerin Johanna Orsini-Rosenberg. Die Kritik frohlockte! Für Theatermuffel gibt es jetzt den Ton ohne (Bühnen-)Bild auf Schallplatte. Alle Instrumente von Skrepek im Alleingang eingespielt, die Stimmen nach Stimmungen aufgeteilt, spielen diese «Chansons» alle Stücke – es wird gerockt, gewienert, gejazzt … dabei schlüpfen auch die Singstimmen in differente Rollen: Einmal grollt Skrepek als «Rammstein» aus dem Hintergrund, ein anderes Mal trällert Orsini-Rosenberg wie die «Hagen», um gleich drauf wieder die Stimm-Ton-Kostüme zu wechseln. Im Kleinformat haben sich bereits die Worried Men Skiffle Group (*Glaubst i bin bled*) und Ronnie Urini (*Niemand hilft mir*) an Bayer-Vertonungen versucht, das Großformat kommt von Skrepek/Orsini-Rosenberg und es ist wirklich «GROSZ»!

Lama

«Aufg'legt» für die Ohren gibt es jeden Montag bei Radio Augustin (zw. 15 und 16 Uhr) auf Radio Orange 94,0.

DICHTER INNENTEIL

Kronkorken

In deinem Lächeln schlummern Gedanken,
was dein Grübchen mir leise verrät.
Anscheinend haben frühere Bekannte
jenes Detail niemals erwägt.
Und so sitzen wir beide und lachen,
doch hören heimlich uns zu.
Das nun stille alte Gedanken
und die Suche nach einer neuen Ruh.
Stille und Sachen,
Kronkorken, die krachen.
Alte Haare in meinem Bad.
Die schummrigen Lichter.
Deine schöne Art.
Bist du weg, so bin ich es auch.
Eine traurige Wahrheit,
dass ich dich nicht brauch.

Alexander Schlögl

Literaturpreis Ohrenschmaus 2018

«Eines haben wir inzwischen gelernt über euch: Ihr alle seid mutiger als viele da draußen. Mutig wie die Hasen, die Schafe, die Esel, die Affen, die Giraffen, die Elefanten, mutig wie die Löwen!», sagte Felix Mitterer in seiner Laudatio zu Mustafa Akmaz' Text *mut*. Mutig ist jede und jeder, wenn sie oder er Selbstgeschriebenes und -erdachtes für einen Literaturpreis ins «Rennen schickt», um Selbstgeschaffenes einer Beurteilung durch eine Jury zu unterwerfen. Mustafa Akmaz ist einer der diesjährigen Preisträger_innen des Ohrenschmaus Literaturpreises, der am 3. Dezember 2018 auch an Hans-Martin Hiltner, Markus Baumgartner und Sebastian Zipser vergeben wurde. Für die Ohrenschmaus Ehrenliste wurden Texte von Cornelia Pfeiffer, Christian Zsivkovits, Forum Logos Gruppe, Jacqueline Moser, Denise Luttenberger, Christoph Dietrich, Silvia Hochmüller, Peter Gstöttmaier, Ruth Oberhuber und Stefan Mann ausgewählt. Wir vom AUGUSTIN freuen uns, auch in diesem Jahr einige Ohrenschmaus-Texte zu veröffentlichen. Alle preisgekrönten und Ehrenlisten-Texte des Literaturpreises Ohrenschmaus sind übrigens im Sonderheft des Wohn- und Werkstätten Express von Jugend am Werk nachzulesen.

www.ohrenschmaus.net

Jacqueline Moser

Die Stimmen in meinem Kopf

Meine Freundin bat mich, für ein Fest eine Geschichte zu schreiben. Da ich im Umgang mit Wörtern und beim Erfinden von Geschichten großartig bin, glaubte ich, es wäre einfach. Ich machte mich also an die Arbeit.

Ich klappte meinen Laptop auf und öffnete eine leere Seite. Die ersten fünf Sätze gingen im Handumdrehen, doch dann hörte ich eine Stimme. Um genauer zu sein, mehrere. Eine riet mir, meinen Haupt-Charakter als Tänzerin darzustellen, die nur von der Musik lebt, eine andere meinte, es würde ein Künstler, der ein Drogenproblem hat, besser passen. So viele gute Ideen, doch keine war gut genug für mich. Ich bin ein Mensch. Dennoch bin ich ein einzigartiger Mensch, der sich gerne von anderen abhebt. Was für Ideen gibt es noch? Eine Frau, die ihren verstorbenen Geliebten verliert und in die Vergangenheit reist, um dies zu verhindern? Nein. Das geht überhaupt nicht. Ich versuchte nachzudenken, doch die ganzen Stimmen in meinem Kopf waren so laut, dass ich keinen klaren Gedanken fassen konnte. Ich fragte nach noch einer Idee. Eine schwarze Braut? Behalte ich mal im Hinterkopf, aber jetzt würde es nicht passen. Ich brauche eine Geschichte, die weder unheimlich noch schlecht zu verstehen ist. Etwas muss dran sein. Wie? Was hast du gesagt? Eine Geschichte über einen Jungen, der in eine Mörderfamilie kommt? Die Idee gefällt mir, wird aber, glaube ich, zu lang und hat viel zu viel Tod. Wieder im Hinterkopf einspeichern. Ich schaltete meinen Radio ein und ließ Musik spielen. Immer, wenn mir nichts einfällt, gehe ich im Raum herum und höre, was meine vielen Mitbewohner in meinem Kopf zu sagen haben. Ich stand also auf und lief im Kreis herum. Noch eine Idee. Ein Mädchen, das zwei Seiten an sich hat. Eine liebevolle, aber faule Seite und eine brutale, dennoch arbeitswillige Seite. Hm? Wäre zwar eine gute Geschichte, aber würden es die Leser verstehen? Wieder abspeichern. Eine leise Stimme meldete sich. Ich meinte zu den anderen, dass sie ruhig sein sollen. Was meinst du? Eine einseitige Geschichte über euch? Über meine Stimmen im Kopf? Wäre möglich. Ja. Das ist es. Ich tippte auf die Buchstaben.

Als ich fertig war, las ich es nochmal durch. Ich war zufrieden genug. Ich schloss den Laptop und legte ihn beiseite. Ich ging dann ins Bett und schlief ein. Als ich aufwachte, war ich wieder in meiner Gummizelle. Eine meiner Stimmen fragte, ob mir diese Geschichte gefallen hatte. Ich nickte. Meine Stimmen sorgen immer dafür, dass es mir besser geht. Selbst in dieser Situation. Laut meiner Diagnose wurde ich als höchstgefährlich eingestuft. Kommt davon, wenn man zu viel Fantasie hat. Die sind alle nur neidisch. Die wissen eben nicht, was wahre Kunst ist. Wie armselig. ■

Hans-Martin Hiltner

Verletzt

Ich werde verletzt.

Bei meiner Geburt, es war ein Sonntag, gab es zu wenig Ärzte. Die rufende Mutter wurde Stunden um Stunden vertröstet. Mein Gehirn wurde durch Sauerstoffknappheit und eine Hohe Zange verletzt.

Bereits davor wurde ich im Mutterleib durch Rötelnviren, mit welchen sich die Mutter als junge Ärztin bei Patienten unverschuldet ansteckte, verletzt.

Meine Eltern waren fürsorglich zu mir und meinen Geschwistern. Meine Schwester nahm mich in ihrer Schulzeit zu einer Schulveranstaltung mit. Wir beide wurden durch Häme verletzt.

Bildung durch eine Sonderschule wurde mir verwehrt, mein großes Interesse an der Welt fand keine Förderung. Das hat mich verletzt.

Ich lernte zu überleben, ich tobe nicht mehr, wenn ich die Welt nicht verstehe, ich bin 58 Jahre alt. Die Ärzte sagen, ich habe den Geist eines Vierjährigen, dabei kann ich gut kombinieren und weiß so viel. Diese Unwissenheit der Ärzte sollte mich nicht mehr verletzen, tut es aber.

Warum werden die Menschen mit Behinderung in Heimen zusammengelegt? Das stresst und verletzt nicht nur mich, sondern auch die Betreuer.

An den Tagen, an denen ich aus der Einrichtung zu meiner Familie komme, habe ich zuerst noch diese Tabletten-Müdigkeit, bin erstarrt. Dann aber laufe ich mit großen Schritten. Bin fröhlich. Grüße alle laut und gebe vielen ein Bussi. Winke jungen Mädchen zu. Was, zur Hölle, sind Verletzungen?!

Abends dann in der Einrichtung kommt wieder Chemie über meine Füße, ich stolpere über sie und verletze mich. Ich sehe verschwommen, kann nicht lachen oder weinen, werde starr. Dabei habe ich das Leben und meine liebe Familie so lieb. Ich weiß, es kommen wieder die guten Tage, und auch wenn es Kraft kostet, werde ich immer wieder die Freude suchen.

Wie sagt Albert Schweizer: Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will. Unverletzt. ■

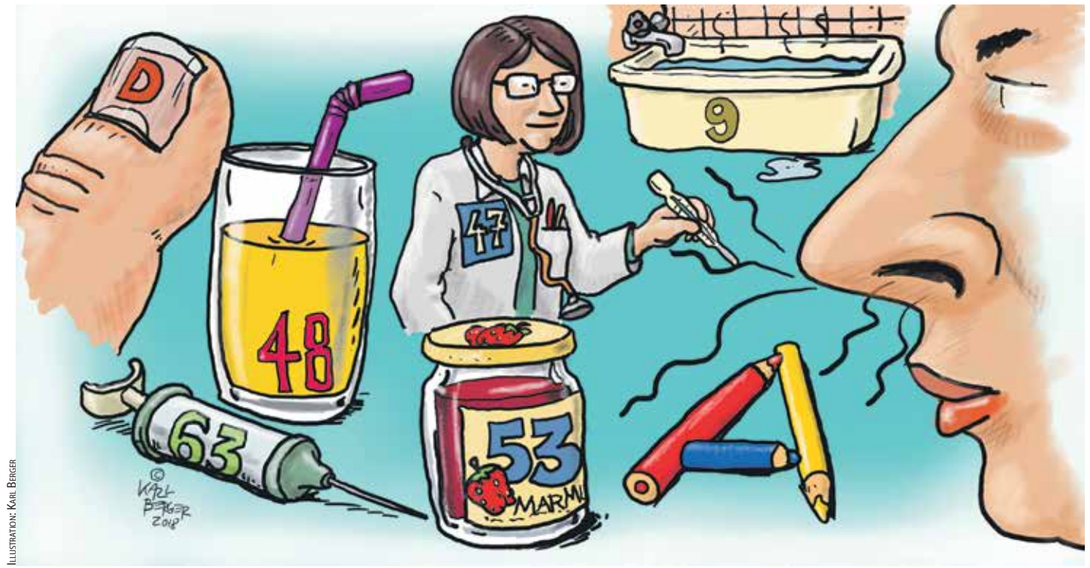


Illustration: Karl Berger

Markus Baumgartner

Mir geht es gut

Mir geht es gut. Meine Gedanken sind: Der Buchstabe M riecht nach dem, auf dem draufsteht: WAFER und in dem die Schnitten drinnen sind und die Zahl 13 riecht nach Frisör. Der Buchstabe S riecht nach Vanille Dany + Sahne und die Zahl 93 riecht nach Kasten & Wäscheständer. Der Buchstabe N riecht nach Schokokeksen und die Zahl 79 riecht nach dem, in dem die Zündhölzer drinnen sind. Der Buchstabe A riecht nach Farbstifte oder Buntstifte und die Zahl 90 riecht nach Obsttorte. Der Buchstabe T riecht nach Stängel und die Zahl 53 riecht nach Marmelade. Der Buchstabe V riecht nach Tortenecken und die Zahl 37 riecht nach Rucksack. Die Zahl 8 riecht nach Wasser oder Teich. Die Zahl 17 riecht nach Früchtebrot. Die Zahl 47 riecht nach Vitalis. Der Buchstabe I riecht nach kaltem Dings da, wie das heißt, der Buchstabe S riecht nach Ärmeln aufkrempeln, die Zahl 17 riecht nach Manuela, die ich, wie ich noch klein war, beim Julius Meinl gesehen hab, und die Zahl 47 riecht nach Frau Doktor mit einem Fieberthermometer. Die Nummer AWDO127 riecht nach Eislaufplatz, die Nummer ISBN978 riecht nach Biene Maja, die Nummer ASVG437 riecht nach Entspannungsmusik und die Nummer KCAL868 riecht nach «Aber bitte mit Sahne». Der Buchstabe D riecht nach Nagel vom Daumen, der Buchstabe E riecht nach Champignon, der Buchstabe F riecht nach Werkzeug aus Holz, der Buchstabe L riecht nach Zunge, der Buchstabe U riecht nach Hufeisen, die Zahl 1 riecht nach mir, die Zahl 2 riecht nach Weichsel, die Zahl 4 riecht nach Mandarine, die Zahl 8 riecht nach Pflaume, die Zahl 9 riecht nach Badewanne, die Zahl 12 riecht nach weißem Dings da, wie das heißt vom Vanille Dany + Sahne, die Zahl 24 riecht nach Fruchtsaftlimonade, die Zahl 34 riecht nach Limonade, die Zahl 38 riecht nach Kanarienvogel, die Zahl 39 riecht nach Sand, die Zahl 40 riecht nach Zucker, die Zahl 43 riecht nach Vanillepudding mit Sirup, die Zahl 44 riecht nach Geschirrspüler mit Geschirrspülsachen, die Zahl 45 riecht nach Biscuitroulade, die Zahl 46 riecht nach Kuchen, die Zahl 48 riecht nach Fruchtsaftlimonade mit Strohhalm, die Zahl 51 riecht nach Kaffee mit Milch, die Zahl 52 riecht nach Kirsche, die Zahl 57 riecht nach der Victoria, die Zahl 63 riecht nach Spritze, die Zahl 64 riecht nach Eierspeise, die Zahl 70 riecht nach Schreibmaschine, die Zahl 74 riecht nach Feuchttüchern, die Zahl 76 riecht nach Kostüm, die Spalte A1 riecht nach Telefon bei Telekom Austria, die Spalte C4 riecht nach Lineal, die Spalte A2 riecht nach Kerzenwachs und die Spalte C7 riecht nach Fizzerszuckerl. Die Zahl 78 riecht nach Fruchtsaftlimonade mit Strohhalm. ■

Ruth Oberhuber

Thema: Zukunft

REGIERUNG
Darf ich mich mal vorstellen?
Ich bin die neue Bundeskanzlerin.
Ich rede nicht, ich tue mehr.
Bitte denkt mehr nach,
mit dem Geld mehr haushalten
und eure Hosentaschen entleeren.
Ist zwar nicht leicht, aber ihr könnt es schaffen.
Mein Name ist: Marie Sabine Grubauer.

Mustafa Akmaz

mut

hasen-mut
schaf-mut
esel-mut
affen-mut
giraffen-mut
elefanten-mut
LÖWEN-MUT

Geschwindigkeit

Wir fuhren
dem rot-silbernen Zug
hinterher.
«KLICK», sagte die Kamera.
«Jetzt hat sie ihn erwischt!»
Davor
plätscherte
der Bach
die Melodie
der Reisenden
und der Zug eilte uns davon.

Blumen und Politik

In den
Farbtopf
der Natur getaucht.
Sonnengelb
und Orange.
Die Pracht
der Blumen
gegen
die Schwerkraft
der Schwarzweiß-Malerei
von populistischen
Weltanschauungen.

Kreativ

Im Bruchteil
einer Sekunde
fiel
vom Geländer
ein Regentropfen
zu Boden.
Ein Schauspiel
der Natur.
Ein Detail,
das das Leben
wunderbar
erscheinen ließ.
Heute hatte
das Wetter
schlechte Laune
und wir machten
es uns in
der Wohnung
gemütlich und
entspannten uns.

Auch nicht schlecht!

Heidemarie Ithaler-Muster
& Johannes Ithaler

Aus: Heidemarie Ithaler-Muster & Johannes Ithaler
Grüezi wohl! –
Wo Berge und Seen sich die Hände reichen
Info/Bestellung:
heidemarie-ithaler@gmx.at
195 Seiten, erscheint 2019

Aus der KulturPASSage

Grillparzer im Pornoladen

Schon seit langer Zeit bin ich auf der Suche nach der DVD dieses Theaterstückes von Peter Turrini, leider konnte ich meine Sammlung von sehenswerten Theaterklassikern damit noch nicht vervollständigen.
Natürlich wollte ich es mir daher keinesfalls entgehen lassen, diese neue Produktion unter der Regie von Josef Maria Krasanovsky im Scalatheater zu sehen. Dass ich mir diesen sehnlichen Wunsch bereits am Premierentag erfüllen konnte, verdanke ich vor allem dem ganz tollen Team im Marketing- und PR-Bereich des Theater Scala, für meine Frau und mich waren Pressekarten hinterlegt – herzlichen Dank dafür! Ein wenig wird es aber wahrscheinlich auch daran liegen, dass der AUGUSTIN immer mehr als echtes Qualitätsmedium wahrgenommen wird.

Apropos Qualität, ich will mich hier als Fan von Peter Turrini outen. Es ist immer wieder interessant zu beobachten, wie er äußerst kritische Themen in Szenarien und Umgebungen verpackt und uns dabei einen Spiegel vorhält, ohne dabei mit dem Finger auf jemanden zu zeigen oder jemanden direkt anzugreifen. In diesem Fall ist es eben ein Pornoladen, in dem sich eine Kundin und ein scheinbar frauenfeindlicher Verkäufer treffen und eher genervt sind voneinander. Trotz dieser gegenseitigen Abneigung lässt die unbefriedigende Lebenssituation beider Protagonist_innen so etwas wie eine Beziehung, zumindest eine Annäherung entstehen. Langsam vertrauen sie einander ein wenig und erzählen sich gegenseitig vom eigenen Scheitern. Zwischen dem gegenseitigen Fesseln und Quälen stellt sich beispielsweise heraus, dass der Frauenhasser Souffleur im Burgtheater war, bevor er im Pornoladen gelandet ist, nur um seine Frau ernähren zu können. Diese Frau ist eine Philippinin und «folgt ihm eh brav». Auch die Kundin, eine Frau aus reichem Hause, gesteht Schritt für Schritt, dass sie unbefriedigt und verlassen und schon lange unglücklich ist. Mit SM-Spielen soll die Kundin befriedigt werden und der Verkäufer seine Vorlieben ausleben. Das ist in groben Zügen die Handlung des Stückes. Aber meiner Meinung nach geht es nicht um unerfüllte sexuelle Fantasien. Vielleicht auch, aber in dem Ablauf der Handlung ist noch so viel mehr versteckt. Es geht um viel mehr. Die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes ist ein zentrales Thema.

Das Theaterstück ist 1993 entstanden, also in einer Zeit, wo es nicht mehr selbstverständlich war, schnell wieder einen neuen Job zu bekommen. Viele Leute mussten sich umschulen lassen, um einen Arbeitsplatz zu erhalten. Auch konnten sich damals immer mehr Frauen in Männerdomänen etablieren, auch um diese Ängste der Männer nimmt sich Peter Turrini an. Sehr stark behandelt wird auch die Tatsache, dass immer mehr Menschen immer einsamer geworden sind, was zu einer Angst vor Berührungen geführt hat, trotz Sehnsucht nach Zärtlichkeit. In diesem Zusammenhang ist auch der Pornoladen nicht zufällig gewählt. Die Technisierung hat so viele Arbeitsplätze gekostet, der Mensch ist ersetzbar, sogar beim Sex. In dieser Entwicklung fällt den Menschen eine reale Begegnung immer schwerer, man wählt «den einfachen Weg» und kauft sich eine Puppe.

Die beiden Darsteller_innen, hervorragend in ihren Rollen Eszter Hollosi und Bernie Feit, haben sich arrangiert, um das unglückliche Leben ertragen zu können. Sehr überzeugend in jeder Sequenz zu erkennen, wie stark die Sehnsucht ist, der Gefangenschaft der gesellschaftlichen Zwänge zu entrinnen.

Rudi Lehner

Grillparzer im Pornoladen
von Peter Turrini nach einem Stück von Willard Manus
Theater Scala
jeweils Di–Sa um 19.45 Uhr
5., Wiedner Hauptstraße 106
www.theaterzumfuerchten.at/theaterscala

Die Aktion «Hunger auf Kunst & Kultur» ermöglicht Menschen, die finanziell weniger gut gestellt sind, mittels Kulturpass Kulturveranstaltungen und Kultureinrichtungen bei freiem Eintritt zu besuchen. www.hungeraufkunstundkultur.at

Die Abenteuer des Herrn Hüseyin (117)

Weihnachtsgeschäft

Der Dezember ist ein schwieriger Monat im Jahr. Auf der einen Seite freuen sich die Kinder auf das Christkind, das ihnen Geschenke bringt. Aber auf der anderen Seite Erwachsene, die sich auf ihr Weihnachtsgeld freuen, von dem bis zum neuen Jahr nichts übrigbleibt. Die Geschenke des Christkindes unter dem Weihnachtsbaum für die normalsterblichen Kinder werden auch immer teurer. Meist befindet sich Elektronisches darunter. Wie das Christkind die Wünsche der Sterblichen auf dieser Erde herausfinden kann, ist für den Hüseyin in all den Jahren in Österreich immer noch ein Rätsel. Woher das Christkind so viel Geld hat, um so viele Geschenke zu kaufen und die Menschen glücklich zu machen, versteht Herr Hüseyin nicht. Anscheinend hat das Christkinderl mit der Wirtschaft einen sehr guten Deal. So viele Geschenke treiben die Konsumwirtschaft ganz schön hoch. Also der Jesus mit all seiner Anhängerschaft sind richtige Wirtschaftsbetreiber. Es schaut so aus, als hätte er vom ALLAH und GOTT die Patenschaft für solche Tätigkeiten einmal im Jahr bekommen.

In den kommenden Jahren wird es in Österreich für die Sozial-Notstandhilfebezieherinnen schwer werden. Nur noch die Kinder derer, die im Monat über 1700 Euro netto erhalten, werden vom Christkinderl Weihnachtsgeschenke bekommen. Viele Kinder werden durch das Netz des Christkinderls fallen. Das wird vielleicht die christliche Wertegemeinschaft in Österreich bis zu den nächsten Wahlen eine Anregung wert sein, sich genauer mit den Parteiprogrammen auseinanderzusetzen. Unter denen wird es immer welche geben, die sich gegen Gratis-Bier und gekochte Würstel nicht wehren können werden. Da braucht der mündige Bürger eine psychologische Begleitung und Betreuung bis zu den nächsten Weihnachten. Heuer gibt es wenige Berichte von der Wirtschaft. Die Prognosen für das Weihnachtsgeschäft sind noch nicht da. Hüseyin freut sich über die wirtschaftlichen Erfolge des heimischen Handels. Aber Christkinderlmärkte mit Punsch und Würstelverkäufen werden dieses Jahr viel erfolgsreicher sein als der Onlinehandel. Wobei es den Hüseyin gar nichts angeht, ob der Handel oder Christkindlmärkte einen höheren Umsatz erzielen. Von beidem hat er nichts. Auch wenn es Moslemkinderlmärkte gäbe, würde er auch nicht dorthin gehen, um einen nichtalkoholischen Punsch trinken zu gehen. Die größten Gewinner solcher Gebräuche sind die Religionen. Davon gibt es zur Genüge.

Trotz alledem wünscht Herr Hüseyin Ihnen frohe und friedliche Feiertage.

Mehmet Emir

Weihnachtsgeschichte

von Nives Kramberger

Lübeck liegt am Meer. Sie liebte das Meer und Lübecker Marzipan.

Sie saß allein in ihrem Zimmer und fragt sich «Warum?» Fast alle hatten Berlin verlassen, um zurück zu ihren Familien, besser gesagt, zurück in ihre Heimatstädte zu fahren, zu den Elternhäusern, traditionsgemäß.

Lübecker Straße! ... und noch nicht einmal Marzipan hatte sie da ... so ein Mist!

Ganz bewusst wollte sie sich dieses Jahr dem Weihnachtskitsch verweigern. Sie hatte trotzig bei ihren Eltern in Bayern angerufen und mit fester Stimme verkündet, sie werde dieses Jahr nicht heimkommen und mit ihren Freunden in ihrer neuen Heimat feiern. Ohne Tannenbaum.

Wie sich der Vater aufgeregt hatte ...

Nun saß sie da am Heiligen Abend und die drei Freunde hatten kapituliert und waren entgegen aller Absprachen doch zurück zu Mutti und Vati – diese Feiglinge!

Die Lübecker Straße war bis auf wenige erleuchtete Fenster dunkel. Sie zog die Vorhänge zu. Zu ausgestellt fühlte sie sich, allein am heiligen Abend in ihrer Wohnung.

Das Schlimmste aber war ...

Sie schluckte und Tränen stiegen ihr in die Augen.

Lübecker Straße, Lübecker Marzipan, Lübeck.

Warum musste er ausgerechnet aus Lübeck kommen und warum heute um 16 Uhr erst sagen: «Schatz, ich schaffe das nicht. Meine Mutter rastet aus und enterbt mich. Ich fahre jetzt doch los. Dann bin ich gegen 22 Uhr dort. Aber echt toll, dass du so konsequent bist. Finde ich echt stark. Du hast dich von deinen Eltern emanzipiert. Echt.»

Sie hätte abwechselnd heulen und kotzen können.

Noch nicht einmal Marzipan hatte sie da. Keine Kekse, keine Schokolade, keinen ...

Sie stöpselte das Telefon aus und machte den Fernseher an.

TONIS BILDERLEBEN

Cherchez la Femme

#FEMALE PLEASURE

Mein Körper gehört mir!
von Jella Jost

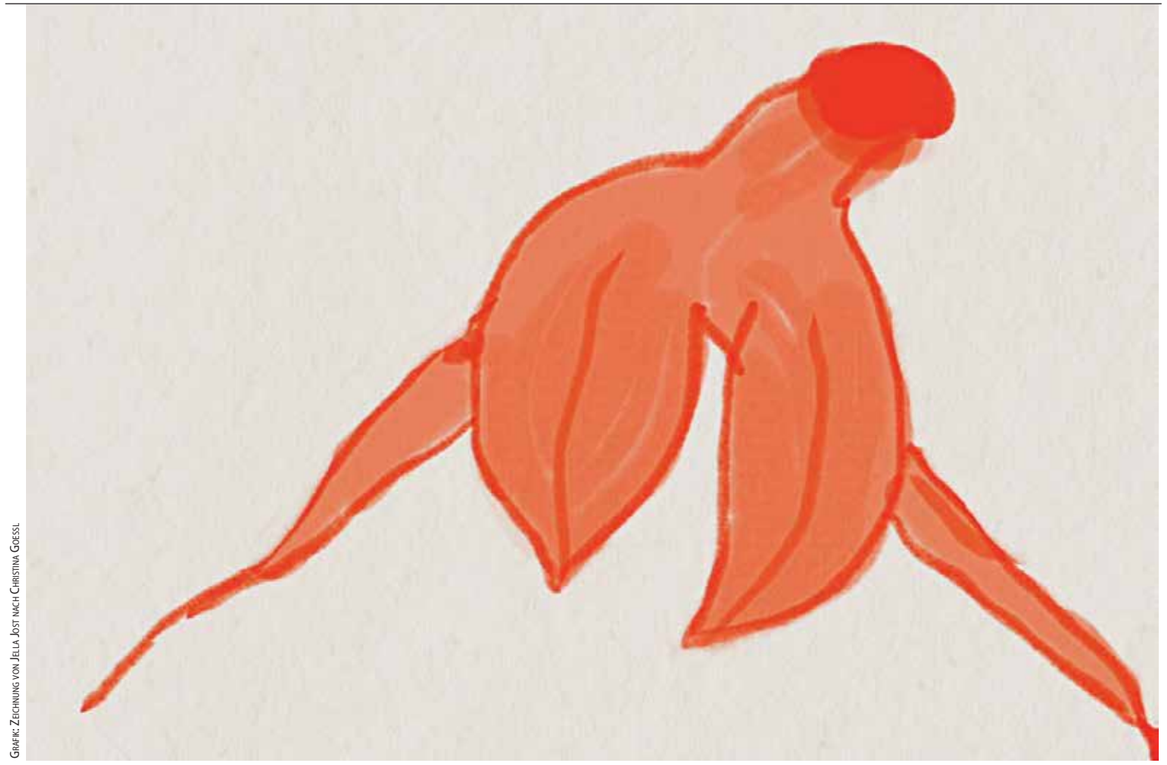
Votivkino im November. Da kann ich nicht vorbeigehen, wenn ich in der Ankündigung lese: *#Female Pleasure. Fünf Frauen, Fünf Kulturen, Fünf Geschichten.* Ein großartiger Dokumentarfilm von Barbara Miller, der auf dem Festival von Locarno ausgezeichnet wurde. Am Ende des Films applaudieren alle im Kinosaal trotz der Schwere des Themas: weibliche Genitalverstümmelung, Zwangsehe, Vergewaltigungen, Missbrauch, religiöse Doppelmoral und die Verteufelung der weiblichen Lust. 200 Millionen Frauen und Mädchen werden nach wie vor zerschnitten, verstümmelt, traumatisiert oder umgebracht, weil sie verbluten oder an Wundstarrkrampf sterben. Mit einem Messer wird die Haut oder der Kopf der Klitoris einfach abgeschnitten. Da gibt es keine Narkose oder Betäubung. Oft wird auch viel mehr als das abgeschnitten. Im Film verdeutlicht dies die übergroße Plastik aus Plastilin. Tief hinein fährt das Messer der Aktivistin Leyla Hussein, um den umstehenden jungen Männern und Frauen zu zeigen, was wirklich passiert. Alle fassen es nicht. Sie greifen sich vor den Mund und reißen die Augen auf. Es rollen dicke Tränen. Da stehen junge Männer aus muslimischen Gesellschaften, die weinen. Und sie fragen, wieso so etwas immer noch passieren darf. Sie waren unaufgeklärt. Bis jetzt. Und das ist gut so. Leyla Hussein wurde selbst als 7-jähriges Mädchen einer strenggläubigen muslimischen Familie genital verstümmelt. Obwohl der Koran diese Praxis nicht kennt. In Sure 95,4 steht: «Wahrlich, wir haben den Menschen in bester Form erschaffen.» Seit vielen Jahren kämpft Leyla Hussein für körperliche Unversehrtheit und sexuelle Selbstbestimmung muslimischer Frauen in fundamentalistischen Ländern, aber auch in Europa. Sie ist Psychotherapeutin und Aktivistin gegen FGM in Europa, dem Nahen Osten, Asien und Afrika und tritt vor der UNO oder dem englischen Parlament auf, um die Situation gefährdeter Mädchen aufzuzeigen und zu verändern.

Das Recht aller Kinder auf unversehrte Genitalien

Was versteht man unter FGM (Englisch: Female Genital Mutilation)? Noch bis in die 80er-Jahre war in weiten Kreisen tatsächlich noch von weiblicher Beschneidung die Rede. Beschneidung erinnert sehr an die männliche Praxis, bei der die Vorhaut abgetrennt wird. Bei Mädchen und Frauen wird jedoch zum Teil das gesamte äußere Genital entfernt. Der wichtigste Teil des Lustempfindens wird, nennen wir das Kind beim Namen, herausgeschnitten: die Klitoris. Die Klitoris ist ein relativ großer nach innen verzweigter Körperteil, der etwa in seiner Breite und Höhe 10 cm misst. Allzu lange wurde die Klitoris selbst in medizinischen Fachzeitungen nicht erwähnt, geschweige denn bildhaft dargestellt: die wunderschöne Klitoris, wie ein rosa Vögelchen sich in die Lüfte hebend Richtung Freiheit. Das sollten wir uns mal auf der Zunge zergehen lassen. Was jedoch tagtäglich in Wirklichkeit passiert, entspricht einer Verletzung der Grundrechte des Menschen auf Unversehrtheit. Oft sind es noch kleine Mädchen, denen ohne jegliche Betäubung unter größten Schmerzen mit nicht sterilisierten Messern oder Glasscherben weitflächig der Genitalbereich abgeschnitten wird. Die Wunde wird beispielsweise mit Akaziendornen oder Pferdehaar vernäht. Übrig bleibt eine kleine Öffnung für die Körperflüssigkeiten, die beispielsweise mit einem dünnen Zweig geschaffen wird. Den Opfern werden etwa einen Monat lang die Beine verbunden, damit die Wunde heilt. Allerdings gibt es auch ganz andere scheinmoderne Formen: In Ägypten, wo 87 Prozent der Frauen beschnitten sind, werden fast die Hälfte aller Eingriffe von Ärzt_innen vorgenommen. Dieser sogenannte medizinische Eingriff reduziert zwar das Sterberisiko und vermindert die Nebenwirkungen für die Mädchen und Frauen, eine Menschenrechtsverletzung bleibt diese Form der Genitalverstümmelung aber dennoch. Neben den körperlichen Beschwerden haben die Frauen ein Leben lang mit psychischen Problemen und mit großen körperlichen Problemen zu leiden, lese ich auf der Seite der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung. Klarer sagen es die *Terre des Femmes*: So lange Kinderrechte (also Buben und Mädchen) relativiert und nach Gutdünken ausgelegt werden, kann es keinen wirksamen Schutz vor Genitalverstümmelung geben. Wie soll man Eltern erklären, sie dürften über die Genitalien ihrer Jungen (Beschneidung) verfügen, über die ihrer Töchter jedoch nicht? Organisationen wie *Terre des Femmes* haben dies erkannt und sprechen sich kompromisslos für das Recht aller Kinder auf unversehrte Genitalien aus. Jeder Versuch, die Rechte eines Geschlechts gegen die des anderen auszuspielen, kann nur scheitern. Kinderrechte sind unteilbar. Jede Verletzung kindlicher Genitalien ist Unrecht. Gewaltformen wie Zwangsheirat, Ehrverbrechen, weibliche Genitalverstümmelung, Brautraub, Polygamie, Jungfräulichkeitstests oder Säureangriffe sind international zu verurteilen. Sie basieren auf kulturell und sozial verwurzelten patriarchalen Traditionen und Normen. Da auch in Deutschland und Österreich immer mehr Frauen davon betroffen sind, hat *Terre des Femmes* eine umfassende und informative Broschüre herausgegeben, die gratis auf der Website bestellt werden kann (Link am Ende des Artikels).

Das atemberaubende Lachen der Rokudenashiko

Der Dokumentarfilm *#Female Pleasure* nähert sich den weiblichen Themen mit ungestillter Freude, Optimismus, Kraft, brillanter Kameraführung und bravourösem filmischem Know-how. Neben Leyla Hussein als eine der fünf Frauen betreten wir auch die Welt der Deborah Feldman. Sie wuchs isoliert in einer ultraorthodoxen jüdischen Familie im New Yorker Stadtteil Williamsburg auf. Mit 17 Jahren wurde sie an einen jungen Mann (zwangs-)verheiratet. Sie hatte ihn zuvor nur einmal gesehen. Und erst unmittelbar vor der Hochzeitsnacht wurde sie



Grafik: Zeichnung von Jella Jost nach Christina Goessl

Die wunderschöne Klitoris, wie ein rosa Vögelchen, sich in die Lüfte hebend Richtung Freiheit!

«aufgeklärt». Man erklärte ihr ihre ehelichen Pflichten. Das war es dann. Bald kam ein Sohn, mit dem sie so rasch wie nur möglich ihre bedrückende Gemeinschaft verließ. Das war ein mutiger Schritt. Man ächtete sie und wünschte ihr einen baldigen Tod. Deborah hat ihren Lebenswillen, ihre Autonomie und ihre Würde als Frau sichtbar und hörbar niemals aufgegeben und sich dies hart erarbeitet. Sie erzählt ohne Reue, ohne Schuldzuweisung, ohne Bitterkeit, ohne Nachgeschmack in aller Klarheit. Das ist im Übrigen die Essenz dieses wunderbaren Films: Keine dieser Frauen verurteilt, denn sie haben alle fünf bereits Wege und politische Mittel gefunden, mit dem überwundenen Schmerz konstruktiv umzugehen, sie haben ihre Vergangenheit, soweit es geht, verstanden und etwas daraus gemacht, um anderen Frauen zu helfen. Sie sind klug und gereift daraus hervorgegangen und erzählen ihre Erfahrungen patriarchal inszenierter Unterdrückungen innerhalb religiös kultureller Dogmen ohne Furcht und Scham. Es sind hier fünf Frauen porträtiert, die ihre Leben sichtlich genießen können und sich ihrer gesellschaftlichen Aufgabe im feministischen Sinne völlig bewusst sind. Dazu zählt auch Vithika Yadav, die in Indien in einer traditionellen hinduistischen Familie in Rajastan aufwuchs. Sie arbeitet mit Performances, mit Theater in den Straßen Indiens. Es ist beeindruckend zu sehen, wie ihre Akteur_innen emotional in das Thema sexuelle Übergriffe, Vergewaltigung einsteigen und sich dramatisch für eine Bürgerbeteiligung und Zivilcourage stark machen. Das rüttelt wach! Vithika Yadav gewann 2013 den Preis für ihre Internet-Plattform *Love Matters*, auf der alles behandelt wird, was wir hier in den 70ern thematisch emanzipatorisch durchgemacht haben: Schwangerschaft, Körper, Verhütung, Ehe, Safer Sex.

Doris Wagner ist die Nummer vier der fünf Frauen und stammt aus Bayern. Sie wuchs in einer strenggläubigen protestantisch-katholischen Familie auf, trat mit 19 Jahren in den Orden ein, erlebte sexuellen Missbrauch und erzählt mit bezaubernd intelligentem Schmunzeln über die Freuden und Glücksmomente ihres jetzigen befreiten Lebens. Ein Leuchten, ein Strahlen fährt durch ihr Gesicht. Als Philosophin und Theologin kämpft sie für ein Umdenken in den katholischen und kirchlichen Sekten. Mit ihrer ironischen Art, über die Doppelmoral der Kirche und die Janusköpfigkeit in den höchsten Ämtern zu sprechen, gewinnt sie eindeutig das Kinopublikum.

Und um nichts weniger Rokudenashiko und ihre gebündelte expressive Ausdruckskunst. Rokudenashiko ist eine japanische Künstlerin, die in einem traditionell buddhistisch-schintoistischen Elternhaus lebte. Sie explodiert förmlich als Manga- und Aktionskünstlerin! Ihre Vitalität, ihre Freude an, mit und in ihrem Körper und ihrem Dasein drückt sie mit Vagina-Performances aus. Weil sie einen 3D-Abdruck ihrer Vagina vergrößerte und auf ein Kanu setzte, mit dem sie auf dem Meer fuhr, wurde sie verhaftet und angeklagt. Was lernen wir daraus? Der Peniskult mit riesigen Penissen, die durch die Straßen transportiert werden und junge Männer und Frauen, die penisförmiges-Eis lutschen (in der Tat!) ist in Japan an der Tagesordnung. Vaginas aber sind das Böse. Das klingt wie aus dem Mittelalter. Adam und Eva. In welcher Zeit leben wir? Es gibt noch viel zu tun. Das atemberaubende Lachen der Rokudenashiko gibt uns die Kraft dazu.

www.femalepleasure.org
Terre des Femmes: www.frauenrechte.de
FEM Süd Gesundheitszentrum Wien:
www.fem.at

Rotweißrot bis in den Tod!

HERR GROLL AUF REISEN 340. FOLGE

Herr Groll und der Dozent waren nach Spitz an der Donau gefahren, um an einem Heimatabend teilzunehmen. Ein über die engen Grenzen der Wachau hinaus berühmter Lokalhistoriker, der mehrere Dutzend Bücher über die Donauschifffahrt, den Weinbau und die Spuren der Schweden während des Dreißigjährigen Krieges verfasst hatte, wollte eine Weltsensation vorführen.

Herr Groll schätzte den Lokalhistoriker als kundigen Mann, was alle Fragen der Binnenschifffahrt anlangte. Sein Buch über den Donauverkehr im Kalten Krieg galt in einschlägigen Kreisen als unerreichtes Standardwerk, auch das dreibändige Werk über eine alteingesessene Schiffswerft in Aggsbach fand in Fachkreisen begeisterte Aufnahme. Jenes Buch, das am weitesten über die Kreise Donauösterreichs hinausstrahlte, war aber ein Bildband über die politische Stabilisierungsfunktion der Heimatfilme in den fünfziger Jahren. Mehrere Dutzend dieser Meisterwerke mit den bekanntesten Schauspielerinnen und Schauspielern des Landes entstanden im schmalen Tal der Wachau. Das Kapitel «Uneheliche Schauspielerkinder zwischen Emmersdorf und Loiben» wurde tausendfach abgeschrieben und kopiert und befindet sich in jedem Haushalt im Donautal, der Heimattreue und Familienwerte hochhält. Im Vorwort des Bandes, das von einem pensionierten Abt eines nahen Stiftes beigesteuert wurde, bedankt der Verfasser sich bei den arglosen und anhänglichen Kinderseelen für viele erfüllte Stunden trauter gemeinsamer Andacht.

Nach der Fertigstellung des Hochwasserschutzdammes war es für Autofahrer unmöglich, von der Uferstraße aus die Donau zu sehen. Nur wenige Durchlässe gewährten das Durchschlüpfen von Fußgängern und Radfahrern zur Uferpromenade. Im Falle eines Hochwassers konnten die Tore in wenigen Minuten geschlossen werden. Nach menschlichem Ermessen war Spitz für alle Zeiten hochwassersicher. Wenn die Bürger und Bürgerinnen der Stadt die Donau sehen wollen, können sie ja auf den legendären Tausendeimerberg mitten im Stadtgebiet steigen. Von dort aus bietet sich ihnen ein freier Blick auf das romantische Donautal, das durch die hohe Betonmauer noch entscheidend an romantischem Ausdruck hinzugewonnen hatte.

Mehrere hochrangige FPÖ-Politiker hatten sich eingefunden, um den Ausführungen des angesehenen Lokalhistorikers zu lauschen. Sie hofften, mit Hilfe der zahlreich anwesenden Vertreter der Medien die freiheitliche Weltsicht, die von einem ebenfalls anwesenden FPÖ-Historiker in die Parole «Hohe Mauern, niedere Stirn!» gegossen worden war, ins Donautal und angrenzende Weltgegenden hinaus transportieren zu können. Auch ein weithin geschätzter niederösterreichischer Landesrat, der sich schon mehrfach um die heimische Tierwelt verdient gemacht hatte, tummelte sich unter den freiheitlichen Würdenträgern. Seine Klage darüber, dass «Hunde mit Migrationshintergrund *unseren* Tieren den Platz in örtlichen Tierheimen wegnehmen»*, war ebenso authentisch wie empathisch und ließ die Popularitätswerte des volksverbundenen und erdnahen FPÖ-Politikers in lichte Höhen steigen.

Der Massenandrang brachte es mit sich, dass der Vortragssaal geschlossen werden musste. Die mit Spannung erwartete Rede des Lokalhistorikers wurde auf den Hauptplatz verlegt. Nach Grußworten einiger Honoratioren erklomm der sportliche ältere Herr behände die Stufen zum Podium und begann mit seinem Vortrag. Anfangs noch etwas unsicher und mit dünner Stimme vorgetragen, schilderte der Redner in bewegenden Worten das Elend der Integration von fremdländischen Zuwanderern ins Sozialsystem, besonders unbekleidete Jugendliche ohne Deutschkenntnisse – er sprach mehrfach von *unbekleideten* und nicht von *unbegleiteten* Jugendlichen – würden allen Integrationsbemühungen von Seiten der Regierung, des Landes und der Gemeinden widerstehen. Diese fremdländischen Elemente würden sich parallel zur Gesellschaft bewegen, rief der Lokalhistoriker ins Publikum. Dieses antwortete mit Rufen der Empörung, wodurch der Redner sich gestärkt fühlte und seine Stimme Festigkeit gewann. Nach weiteren Redeschleifen desselben Musters kam der Redner zum Kern seiner Ausführungen. Als Ergebnis langwieriger Studien könne er zweifelsfrei feststellen, dass das Geschrei von Gutmenschen und anderem Gesocks übertrieben und verfehlt gewesen sei. In Melk seien nämlich ausländische Zecken nachgewiesen worden, die größer als die heimischen seien und auch gefährlicher, denn sie würden eine Reihe tödlicher Krankheiten übertragen.** Er zählte einige der Krankheiten auf und verhedderte sich heillos in den Fachausdrücken. Das Publikum erkannte in ihm umso mehr einen der ihren und unterstützte ihn mit warmem Applaus. Schließlich kam der Redner zum Höhepunkt seiner Ausführungen. «Die im Vergleich mit heimischen Zecken großen Parasiten sind durch auffällig gestreifte Beine erkennbar. Und diese Beine sind leuchtend rot-weiß-rot gestreift. Es besteht also kein Zweifel: Die Integration funktioniert!»

Tosender Beifall brandete auf. Der Redner verbeugte sich mehrmals. Herr Groll zupfte seinen Freund am Sakko und blies zum Rückzug. Der Dozent folgte unwillig.

Erwin Riess

Foto: Mario Lang

Hier leben gefährliche Zecken

** Zitiert bei Günter Traxler im Standard vom 7. 12. 2018, Seite 48*
*** VetMed Universität, 7. 12. 2018, orf.at/APA/dpa*

Oberbeauftragter für Nahrungsnachschub

GOTTFRIEDS TAGEBUCH

29. 11.
Nicht immer, wenn ich meine 22,08 qm großen Privatgemächer verlasse, weiß ich, was ich eigentlich konkret vorhabe. Von der senilen Bettflucht zur senilen Behausungsflucht sozusagen. Vor dem Haus Henriette kann ich wählen zwischen den Buslinien 11 A und 11 B. Es ist aber auch durchaus möglich, dass ich, verrückt wie ich bin, einfach zu Fuß die freie Wildbahn aufsuche. Das Ganze jedoch nicht ohne adäquate Bewaffnung in Form einer Einkaufstasche. Heute steht der für First Lady äußerst verdächtige Hinweis «Fressnapf» darauf. Sie verfällt umgehend in den Zustand vorfreudiger Erregung, denn es war in der jüngeren Vergangenheit schon des Öfteren der Fall, dass besagte Tragtasche feines Katzenfutter beherbergte. Nun denn, frohen Mutes Richtung Heiligenstadt, umzingelt von menschenähnlichen Wesen, die gespannt auf ihre mobilen Buschtrommeln starren, darüber wischen, oder mit diversen Fingern darauf herumhacken. Ich hätte nie geglaubt, das einmal behaupten zu müssen, aber früher war doch einiges besser. Reden ist out. SKANDAL! Wie soll ich da meiner Spionagetätigkeit halbwegs zufriedenstellend nachgehen können?! Aber egal, jetzt wird eine monetäre Spende von Mag. Eva F. in First Lady-Futter umgewandelt und hoffentlich kaufe ich mir auch noch eine Kleinigkeit. Man kann nie wissen, manchmal setze ich mich selbst unbewusst auf Diät.

1. 12.
Ich bin ein großes Kind. Habe ich festgestellt. Auf dem Schreibtisch kann ich einen Adventkalender vorfinden. Es könnte sein, dass ich den persönlich für mich erworben habe. Alles scheint sehr kompliziert zu sein. Oder besser gesagt, in meinem direkten Umfeld, wenn ich mich in die Zivilisation wage. Ich reagiere zu spät und höre von einem Mann in den zweitbesten Jahren, dass Frost droht. Ja, das ist natürlich ein schwerwiegendes Problem. Wer ist dieser Frost? Warum droht er und wem? Meine soeben in Dienst befindliche Gehirnwindung informiert mich von der Tatsache, dass die soeben erhaltene Information sich angeblich auf das Wetter bezöge. Nun denn, wir leben also in einer immer brutaler werdenden Welt, wenn uns jetzt auch schon der Frost droht. Obwohl nicht nur ich der festen Überzeugung bin, dass sich die Welt zunehmend in Richtung Irrenhaus bewegt, nur wo sich die Zentrale befindet, weiß niemand so genau. In Brasilien ein Rechtsextremer, in den USA einer, der Amerika wieder weiß machen will, in Russland ein «lupenreiner Demokrat» (laut Gerhard Schröder), in der Türkei ... usw. Advent, Advent, ein Lichtlein brennt ...

5. 12.
Mit mir habe ich es zum wiederholten Male nicht leicht. Es dürfte ein Gen-Defekt vorliegen, denn ich verfüge offenbar nicht über die Fähigkeit, rechtzeitig wegzugehen, wenn sich eine fragwürdige Wortspende Richtung meiner Gehörgänge auf den Weg macht. Auch ich bin gelegentlich ein mentaler Geisterfahrer, aber was sich heute wieder getan hat! Ich war im Auftrag des Gottfried unterwegs und zwar in meiner Funktion als Oberbeauftragter für Nahrungsnachschub. Mein Körper befindet sich vor einem Regal mit diversen Gemüsekonserven. Mein Astralleib schaut mir über die Schulter und es ward beinahe finster, als ich die folgende Frage vernahm: «Wo sind denn hier die Bohnen?» Meine beiden Körper sind sich nicht sicher, was sie jetzt tun sollen, und letztlich zeige ich nur stumm auf das gewünschte Produkt. Meine Vermutung lautet, wie folgt: Manche Leute würden bei einem 100-Meter-Lauf nicht auf Anhieb das Ziel finden.

8. 12.
Maria Empfängnis. War früher einmal ein allgemeiner Feiertag, wurde aber dann Merkur, dem römischen Gott des Handels geopfert. Da ich seit meinem 15. Lebensjahr aus den verschiedensten Gründen keinerlei Kontakt mehr zu irgendwelchen Verwandten habe, außerdem Einzelkind bin und Frau und Kind durch einen Unfall verlor, kann ich mich aus dem sogenannten Weihnachtsstress heraushalten. Aber da der Mensch im Allgemeinen und der Gottfried im Speziellen dafür Sorge tragen muss, dass sein eigenes Auspuffrohr auch richtig funktioniert, begibt er sich wieder einmal Richtung Nahversorger seines Vertrauens. Dabei beliebt er, sich Gedanken zu machen, falls im Moment keine lagernd sein sollten. Was sich teilweise als suboptimal erweist, weil die neu eingefangenen Gedanken immer eine Tendenz zur umgehenden Flucht entwickeln. Also murmelt er leise vor sich hin, was durchaus seltsam wirken könnte, aber der Text muss bis zur erfolgreichen Heimkehr gespeichert werden. Oder wie Oscar Wilde meinte: «Gedächtnis ist ein Tagebuch, das wir immer bei uns tragen.»

13. 12.
Hardware und Software sind unwillig und tun nicht, wie ihnen geheißen. Ich werde mein Tagebuch per Rauchzeichen an die Redaktion übersenden müssen. Aber letztlich alles gut. Frohe Weihnachten, Prosit 2019 und besinnliche Musik von Metallica. Ja, die können so was! Umarmt eure Gegner, bis sie sich ergeben, und hört euch *Nothing else matters* an.

Gottfried

Auch ich bin gelegentlich ein mentaler Geisterfahrer

2
BITTE SEI NED SOO DEPPAD
3
ORIENTIER DICH AN DER LIEBE
1
SCHEISS DI NED AU
Kauf kan Mist, kauf Qualität.
z. B. Starke, langlebige Waldviertler!
GEA Möbel und Matratzen.
As you know: die Besten im Bett!
Nichts hindert uns mehr als die Angst.
Drum: der GEA-Grundsatz Nr. 1
ist ein erprobtes Gegenmittel.
Diese drei Christbaumkugeln
gibt's in allen GEA Läden
um 24,- Euro. Du kannst sie auch
ins Fenster hängen. Ihr Zauber wirkt
das ganze Jahr... eins! zwei! drei! ...
und du bist frei!
GEA
GehenSitzenLiegen
GEA WIEN
1010 | HIMMELPFORTGASSE 26
1080 | LANGE GASSE 24
1070 | KIRCHENGASSE 22
1210 | AM SPITZ 1